



BIBLIOTECA CENTRALA  
A  
UNIVERSITAȚII  
DIN  
BUCUREȘTI

No. Curent 46-931 Format I

No. Inventar..... Anul .....

Secția Depozit II Raftul .....

46-931

Die Rose vom Gaff.

---

Dritter Band.

In. A. 23.519

# Die Rose vom Haff.

Roman

von

Emile Erhard.

Dritter Band.



Stuttgart und Leipzig.

Deutsche Verlags-Anstalt (vormals Eduard Hallberger).

1884.

**DONATIUNEA**  
Biblioteca General ALEX. SOCEC

48.054

COM

1953

1956

Biblioteca "Carol I" Bucuresti  
 Cota 46931

Re 18409

Alle Rechte,  
 insbesondere das Recht der Uebersetzung in andere Sprachen, vorbehalten.  
 Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

**B. C. U. - Bucuresti**



\*C48054\*

Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt (vorm. Ed. Hallberger)  
 in Stuttgart.

## Achtzehntes Kapitel.

**R**ose hatte den Tag in ihrem stillen Krankenzimmer verträumt, sie fühlte sich ziemlich wohl bis auf eine matte Schwere im ganzen Körper; der Arzt war bei ihr gewesen, hatte Puls und Herzschlag lange geprüft und seine alten Verordnungen wiederholt. So war die Nacht gekommen, nichts hatte ihre Ruhe gestört, die sorgenvollen Gedanken schienen in dieser allgemeinen Empfindungsstumpfheit auch eingeschlummert zu sein, es machte Rose Mühe, sich an irgend etwas aus der letzten Zeit zu erinnern, und ein leises, zuckendes Weh warnte sie bei jedem Versuch zum gewaltsamen Aufrütteln aus diesem träumerischen Zustand. So gab sie sich den freundlichen Bildern einer früheren Vergangenheit hin, die leise schmeichelnd wie eine sanfte Mutterhand sich über ihre müden Augen, ihre Stirn legten und einen so süßen, friedlichen Ausdruck auf das blasse Gesicht

zauberten, daß Fräulein Lina sich mehrmals erschrocken sagte: „So sieht doch kein lebendiger Mensch aus.“ Wenn sich dann bei dem leisen Geräusch die weißen Lider langsam hoben, der Ausdruck unverändert blieb und nur die großen, dunklen Augen so unnatürlich leuchteten, als ob sie die Gedanken im Hirn des leichtfertigen Mädchens erhellten, dann erschrak Fräulein Lina noch mehr und verschwand so bald als möglich aus der „unheimlichen“ Nähe der Kranken.

Wulbradt's Stimmung auf der Reise war eine sehr sorgenvolle, sie würde sich aber zur Angst gesteigert haben, wenn das Bild der bleichen, friedlichen Schläferin ihm erschienen wäre.

Wieder schien die helle, kalte Winter Sonne in das hochgelegene Schlafzimmerchen, Fräulein Lina hatte die Vorhänge zurückgezogen und das Frühstück gebracht.

Die dunklen Augen, die ihre Bewegungen verfolgten, beklemmten Fräulein Lina am Morgen bei hellem Sonnenschein weniger als im Dämmerlicht der Nachtlampe.

„Hier ist auch ein Brief,“ sagte sie, das Krankentischchen mit dem Tablett an das Bett schiebend.

Rose griff nach dem Brief, las die Adresse,

betrachtete den Poststempel und legte den Brief wieder hin.

Der Brief hatte gar nichts Ausgezeichnetes, das Couvert war ohne Petschaft verschlossen, die Adresse prunklos in kleiner, fester Schrift: „An das Frei-  
fräulein vom Haff hier, Königliches Schloß.“

Der Brief interessirte Fräulein Lina wirklich nicht.

Auch Rose nicht, wie es schien; sie hatte ihn vergessen, trank langsam ihren Kaffee, der sie immer etwas belebte, schob das Gebäck zurück und legte sich in die Kissen.

„Das gnädige Fräulein sehen heute schon ganz anders aus. Gar nicht mehr so starr und bleich, Sie haben sogar wieder etwas Farbe.“

„Könnten Sie nicht ein wenig das Fenster öffnen, Lina?“ fragte die freundliche, sanfte Stimme, und eine sehr weiße kleine Hand schob den Tisch zurück. Sie berührte dabei den Brief und hielt ihn fest.

„Der Doktor erlaubt es nur im Nebenzimmer, und da wird eben rein gemacht. Wenn sich der Staub gelegt hat und eingeheizt worden ist, mache ich die Zwischenthüre auf.“

Rose hatte das Couvert geöffnet, den Brief entfaltet und nach der Unterschrift geblickt. Eine leichte

Röthe verbreitete sich allmählig über das blasse Gesicht.

„Schon gut, liebe Lina,“ sagte sie dann viel lebhafter als vorher, „nehmen Sie nur das Frühstück mit hinaus, ich werde später klingeln.“

Jetzt wurde Fräulein Lina aufmerksam, sie bemerkte das veränderte Aussehen und brachte es in Zusammenhang mit dem Brief, für weitere Nachforschungen nahm sie das unbeachtet liegen gebliebene Couvert mit hinaus. Rose hatte sich halb aufgerichtet, den Kopf in die Hand gestützt und las den kurzen Brief immer wieder von Neuem. Er lautete:

„Wie lange ist es her, Fräulein Rose, daß Sie mir als Antwort auf eine Frage, die mein Lebensglück umschloß, Ihre liebe Hand reichten? Mir scheint ein Menschenalter zwischen jener Stunde und dem Heute zu liegen! So dehnten Sorge und Sehnsucht diese Tage! Damals zögerte ich, dieß heiß begehrte Glück zu erfassen, und ich bat Sie vor Gott und Ihrem Gewissen, sich zu prüfen, ob Sie mir die ganze, volle Liebe des Weibes schenken könnten! Ich meinte, es sei die Furcht vor Ihrer Unkenntniß des eigenen Herzens, die Sorge um Ihr Glück, die mich zurückhielt, für meine heiße Liebe die barmherzige eines Engels einzutauschen.



Vielleicht aber war es nur Stolz, Fräulein Rose, thörichter, egoistischer Mannesstolz! Vergessen Sie meine Worte von damals! Wenn Ihr reines Herz sich keinem Bessern zuneigt, dann vertrauen Sie mir die höchste Gabe, die einem Menschen hienieden werden kann, ich werde stark in Demuth sein und geduldig und voll Zuversicht warten, bis mir eines Tages in Ihrem Herzen, in Ihrem Blick ein Widerschein meiner treuen, unvergänglichen Liebe aufleuchtet. Gnade wird es auch dann bleiben, Fräulein Rose, aber eine Gnade, welche die Seligkeit in sich schließt. Wollen Sie nach dem eben Gesagten mir noch einmal Ihre liebe, theure Hand reichen, so gestatten Sie nur, daß ich mich im engeren Hofkreis als Ihren berechtigten Schutz nenne ohne irgend welche Ceremonien oder formellen Veränderungen in unserem bisherigen Verhältniß. Selbstverständlich ist die Erlaubniß Ihres verehrten Vormundes vorher einzufordern. Ihr Arzt, der Geheimerath Doktor Schwarz, den ich täglich spreche, beruhigt mich über den Verlauf Ihres Leidens; er macht Ihre baldige Genesung von einem Ausharren in Ihrer ruhigen Abgeschlossenheit abhängig. Empfangen Sie Niemanden, feinerlei Besuch, lassen Sie sich nichts erzählen, durch nichts erregen, um Ihrer selbst und — wenn Ihnen

meine Ruhe etwas werth ist — um meinetwillen. Schlafen und träumen Sie dem Glück entgegen und Gott nehme Sie in seinen heiligen Schutz, Fräulein Rose, meine Gedanken und meine Gebete begleiten Sie in jeder Stunde!

Ihr getreuer

Gert von Wulbradt.

„N.S. Ich muß in Geschäftsangelegenheiten nach Brüssel reisen, wo ich mich ein paar Tage aufhalten werde. Ihre Antwort findet mich dort, Hotel Royal.“

Es gab nichts mehr zu überlegen für Rose, sie war am Abend vor ihrer Krankheit mit sich fertig geworden, und ihr Entschluß hatte sie keinen Kampf gekostet.

„Wenn Sie keinem Bessern Ihr reines Herz zuwenden,“ hatte er geschrieben, und sie wußte keinen Bessern, dem sie Herz und Hand schenken konnte. Sie hatte sich nur diesen wichtigsten Moment so ganz anders gedacht, es war ihr ruhig und still um das Herz, aber sie dachte, es sei vielleicht das Wahre, Richtige, eine Garantie auf dauerndes, echtes Glück, dieß warme, dankbare Vertrauen in ein treues, redliches Mannesherz.

Daß Wulbradt gerade jetzt darauf zurückkam,

das überraschte sie; seltsamerweise hatte sie in ihrer Krankheit gar nicht mehr daran gedacht! Aber sie war, obgleich weich und bildsam wie Wachs, doch ebenso einfach und redlich wie er; und sie hatte keinen Augenblick angenommen, daß ihre Hand und ihr Wort noch frei sein könnten, nachdem sie an jenem Abend bei Brinkens Wulbradt zwar stumm, aber in bestimmter Absicht die Hand geboten. Es blieb ja auch vorläufig Alles beim Alten, sie war in Trauer und außerdem krank; daß Wulbradt seine Zurückhaltung aufgab, um sie in ihrer exponirten Stellung rechtsgültig zu schützen, das hätte sie eigentlich erwarten können, wenn ihre Gedanken nicht so ganz los von der Gegenwart, zurück in die geliebten Kindeserinnerungen vertieft gewesen wären.

Das erste Zurückrufen in die Gegenwart hatte sie überrascht. Der Brief regte sie sonst nicht auf, nur bei einer Stelle war es immer, als ob der Herzschlag stockte, es traf sie jedesmal wie ein Schlag, wenn sie die Worte las: „Selbstverständlich ist vorher die Erlaubniß Ihres verehrten Vormundes einzufordern.“ Und an dieser Stelle blieben ihre Augen hängen. Es war so seltsam, die Erlaubniß Dunkel's für ihre Verlobung einzufordern, sie wußte gar nicht, wie sie das fertig bekommen sollte. Viel-

leicht würde Wulbradt es für sie thun. Onkel Kolf vertrat ja ihren Vater, und der Bewerber mußte, nachdem er sich des Herzens der Tochter versichert hatte, deren Hand von dem Vater erbitten. So war es Sitte, und so würde Wulbradt es natürlich auch machen. Ach, daß sie jetzt ihren Vater hätte, es war doch — doch etwas Anderes! Mit einer plötzlichen Bitterkeit mußte sie daran denken, daß der treue Kolf ihr versprochen, den Vater zu ersetzen! O, er vermochte es ja nicht, durchaus nicht, das fühlte sie eben, und wer wollte es ihr verargen, wenn ihr Herz nicht seines Glückes froh werden konnte und nun auch reichliche Thränen die Augen verdunkelten! Sie nahm sich vor, einige wenige Worte an Wulbradt zu schreiben, ihm die Erlaubniß zu geben, von dem Vormunde ihre Hand zu erbitten. Vielleicht würde es ihm, Onkel Kolf, wehe thun, daß sie nicht selbst schrieb und von ihrem Glück Nachricht gab! Mochte es ihm wehe thun, es that ihr ja selber wehe, und sie fühlte eine Art grausamer Genugthuung bei dem Gedanken und wußte doch nicht warum.

Gegen Mittag kam der Arzt. Er prüfte die Patientin etwas länger als sonst und wollte von einem Verlassen des Bettes vorläufig nichts wissen.

„Hat das gnädige Fräulein irgend eine Aufregung gehabt?“ fragte er draußen Fräulein Lina.

„Sie hat einen Brief erhalten und darnach rothe Backen bekommen,“ war die Antwort.

Auf der Treppe begegnete Doktor Schwarz der Oberhofmeisterin, welche ihn anhielt und fragte:

„Wie fanden Sie unsere Patientin?“

„Ich fand sie etwas belebter als gestern, doch schien mir der erhöhte Pulsschlag Folge irgend einer Aufregung, die unter allen Umständen zu vermeiden ist. Es tritt darnach stets ein Rückschlag ein und verzögert zum wenigsten die Genesung.“

Die Dame nöthigte den Arzt, bei ihr einzutreten.

„Im Auftrag Seiner Hoheit des Prinzen Joachim habe ich nämlich eine Frage an Sie zu stellen, lieber Geheimerath. Im Vertrauen: unsere kleine Kranke leidet nämlich unter einigen *désagrémens*, die in der Einsamkeit nicht besser werden können. Ich glaubte es Ihnen schuldig zu sein, Sie von der Veranlassung dieser merkwürdigen Krankheit zu unterrichten. Fräulein Rose ist der verwöhnte Liebling des Hofes und dadurch ein wenig eigensinnig geworden. Sollte solch' ein kleiner Troß nicht am besten dadurch gebrochen werden, daß man diese selbstgeschaffene Qual der Einsamkeit aufhebt? Dieß

wünscht im Vertrauen auf Ihre Diskretion Prinz Joachim Ihnen in Erwägung zu geben. Ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß Seine Hoheit Werth darauf legt, Fräulein Rose — natürlich wenn Sie nichts dagegen haben — heute Abend auf eine Stunde im Salon der Prinzessin zu sehen.“

„Freilich, freilich — ich verstehe, meine allergnädigste Gräfin, und bin Ihnen sehr dankbar für Ihre Mittheilungen. Das ändert natürlich meine Diagnose — ich sagte Ihnen ja auch schon, wie viel besser und frischer ich die Patientin heute fand.“

„Ja wohl, darauf hin wagte ich Ihnen eben von dem Wunsche Seiner Hoheit zu sprechen.“

„Wenn also mit der nöthigen Vorsicht verfahren, jede Erkältung und unnöthige Anstrengung und Aufregung vermieden wird, habe ich gar nichts dagegen, wenn Fräulein vom Haff für ein paar Stunden das Bett verläßt.“

„Ich darf ihr also sagen, daß Sie Ihre Erlaubniß dazu gegeben haben? Sie werden sehen, damit ist die ganze Sache coupirt. Boudiren macht öfter Migräne, und Nervenverstimmungen weichen einem energischen Entschluß am besten. Unsere Kleine wird empfangen werden, als wäre nichts vorgefallen, und sie wird glücklich sein, nicht länger die Unglückliche

spielen zu dürfen. Ich soll Sie im Voraus des aufrichtigen Dankes des Prinzen versichern."

Am Nachmittag desselben Tages erschien Gräfin Keil im Krankenzimmer. Sie fand Rose beschäftigt, ihr Haar zu flechten und von der kleinen Anstrengung ermattet. Mit halboffenem Haar legte sie sich beim Eintritt der Gräfin in die Kissen zurück. Diese nahm an dem Bette Platz und sagte:

"Ich freue mich, meine Liebe, Sie so wohl zu finden, der Arzt hatte mich schon darauf vorbereitet."

Rose erzwang ein müdes Lächeln.

"Da Sie sich so bedeutend wohler befinden," fuhr die Gräfin fort, "sollten Sie sich wirklich nicht länger in diesen kleinen Raum einsperren. Nichts abimirt mehr die Nerven als Stubenluft."

Rose wendete sanft ein, daß Doktor Schwarz ihr nicht gestattet habe, das Bett zu verlassen.

"Da haben Sie ihn ganz falsch verstanden, vielleicht Ihre eigenen Wünsche den seinen untergeschoben, meine Liebe. Er meint, daß es Ihnen nur noch an dem Willen, gesund zu sein, fehle."

Mit einem Ausdruck von Verwirrung und Qual fuhr die Kranke mit der Hand über die Stirn und schob das Haar zurück.

"Erlauben Sie, liebes Kind," sagte die Gräfin

geschäftig, indem sie ihre eigene Hand auf die Stirne Rosens legte, „ich bin nämlich auch ein wenig Arzt und habe an manchem Krankenbette meine Erfahrungen gesammelt. Ihr Kopf ist ganz kühl, selbst unter dieser üppigen Fülle, die Sie hoffentlich nicht für mich etalirt haben, ich bewunderte Ihr Haar ja schon neulich.“

Die Erinnerung berührte Rose unangenehm, mit zitternden Händen bemühte sie sich eilig, ihr Haar zusammenzurollen. Dabei fiel ein Papier vom Bett auf die Erde. Die Gräfin bückte sich und reichte es Rose, es war der Brief Wulbradt's, dessen Unterschrift den scharfen Augen der Oberhofmeisterin nicht entgangen war. Das Couvert fehlte, und auf der oberen Seite stand deutlich der wohlbekannte Name.

Rose griff erröthend nach dem Brief, und Gräfin Keil erzählte unbefangen:

„Wir werden heute Abend Gäste haben, Seine Hoheit hat den Wunsch ausgesprochen, Sie zugegen zu wissen.“

„Mich und heute Abend?“ fragte das junge Mädchen erschrocken, „das ist unmöglich, Gräfin!“

„Warum unmöglich, liebes Kind? Ihr Arzt hält es nicht nur für möglich, sondern auch für recht zuträglich.“



„Das kann ich nicht glauben, Gräfin Keil, er hat mich erst heute Morgen vor jeder Anstrengung gewarnt.“

Steif und kalt antwortete die Oberhofmeisterin:

„Ich entledige mich nur meiner Aufträge, indem ich Sie mit dem Befehl des Prinzen und der Erlaubniß des Arztes bekannt mache.“

Wieder faßte Rose nach der Stirn und stammelte ängstlich:

„Es geht wirklich nicht, ich fühle mich zu schwach und dann — ich habe Lina für heute beurlaubt, es ist nur die Aufwärterin da.“

„Wenn es weiter keine Schwierigkeiten hat,“ beruhigte die Gräfin, „ich schicke Ihnen meine Jungfer, thue das sehr gern.“

In qualvolle Vorstellungen verloren flüsterte Rose vor sich hin: „Vor all' diesen Menschen!“

Die Gräfin lächelte triumphirend.

„Ohne mich in Ihre Angelegenheiten zu mischen, meine Liebe, möchte ich Ihnen doch einen Rath ertheilen. Ein unbefangenes Erscheinen Ihrerseits würde gewisse Gerüchte entkräftigen.“

„Was wollen Sie damit sagen, Gräfin?“ fragte Rose, die Dame starr anblickend.

„Keine Szene, liebes Kind!“ mahnte diese be-

gütigend, „der Prinz hat befohlen, diese Sache vorläufig ruhen zu lassen.“

„Welche Sache aber? — Sie sprechen wie von etwas allgemein Bekanntem.“

„Liebe Fräulein vom Haff, es gehört wirklich Ihre Unerfahrenheit dazu, um anzunehmen, daß Dinge, die auf offener Straße geschehen, verborgen bleiben könnten.“

Eine brennende Röthe verbreitete sich schnell über Rosens Gesicht.

„Ach — Sie meinen damals — vor acht Tagen — in der Puttkamerstraße?“

Die Gräfin unterbrach sie mit einer Geberde von Unnahbarkeit:

„Bitte, keine Konfidenzen, das ist mir unbequem. Der Prinz behält es sich vor, darüber Ihre Erklärungen persönlich entgegenzunehmen.“

„Ich bin unschuldig an der ärgerlichen Szene, Gräfin,“ betheuerte Rose erregt; „wer hat dem Prinzen davon gesagt?“

„Herr von Bulbradt, so viel ich weiß.“

„Das hätte er nicht thun sollen — das war nicht gut — wie konnte er davon erfahren haben?“

„Mein Gott, liebes Kind, Sie sind zu naiv! Angenommen, Herr von Tepling, sowie der Jude

Meyer und dieser unglückliche Graf Erdschhoe hätten geschwiegen, so verlangen Sie doch wohl nicht auch von dem Droschkenfutscher Diskretion?“

„Graf Erdschhoe — den Namen hörte ich nie — wer ist das?“ fragte Rose, von einer unbestimmten schweren Ahnung erfaßt.

„Graf Erdschhoe war einer der Akteurs bei jenem nächtlichen Skandal, den Sie hier so angenehm zu verträumen dachten. Ich enthalte mich indeß auf Wunsch des Prinzen alles Weiteren.“

Rose richtete sich hastig auf, jede Spur von Mattigkeit und Schwäche war geschwunden. Sie faßte die Hand der Gräfin und sah ihr bittend in das kalte Gesicht.

„Sie müssen mir sagen, Gräfin Keil, was Sie mit diesen Andeutungen meinen.“

„Ueber das, was Sie noch nicht wissen sollten, werden Ihre verschiedenen Verehrer Sie besser orientiren, meine Liebe!“

Rose hielt die leise widerstrebende Hand fest, neigte sich der Gräfin zu und bat mit bewegter, leiser Stimme:

„Seien Sie barmherzig, Gräfin. Ich bin so verlassen — Sie sind ja Mutter — denken Sie, eins Ihrer Kinder befände sich in meiner Lage.“

„Noth lehrt beten,“ dachte die Gräfin triumphirend und gab laut sehr kühl zur Antwort:

„Das ist mir unmöglich zu denken, liebe Fräulein vom Haff, denn meine Töchter sind so erzogen, daß sie niemals gegen Sitte und Anstand verstoßen könnten.“

Noch immer in der Meinung, daß es sich um einen Verstoß gegen die Hofsitte handle, fragte Rose schmerzlich:

„Mein Vergehen muß sehr groß sein, wenn es eine so grausame Zurückweisung rechtfertigt! Glauben Sie denn aber wirklich, daß ich mit diesem Herzen voll Angst fremden Leuten entgegentreten könnte?“

„In Ihrem eigenen Interesse ist es erforderlich, durch unbefangenes Auftreten Fremde zu düpiren. Sie sind dieß auch den höchsten Herrschaften und deren Hofe schuldig, denn Flecken im Rufe des Einzelnen reflektiren immer auf das Ganze.“

„Gräfin Keil!“ erscholl es plötzlich so drohend von den Lippen der sanften Dulderin, daß die Oberhofmeisterin aus ihrer impertinenten Ruhe aufschreckte.

„Mein Gott, liebes Kind, über welche Modulationen in der Stimme verfügen Sie! Was soll dieser Ton?“

„Er soll Sie erinnern, Ihre Worte zu wägen,“ sagte Rose mit seltsam tiefer Stimme. „Sie dürfen

meinen werthesten Besitz, meinen Ruf und meine Ehre, nicht angreifen. Ich bin sehr unerfahren, aber das fühle ich deutlich: Sie kamen in feindlicher Absicht, Sie bedienen sich unwürdiger Mittel zu irgend einem bösen Zweck.“

„Sie streifen ja Ihre leidende Miene wie ein Gewand ab! Wenn Sie mich auch von nichts Anderem überzeugt haben, so doch jedenfalls von dem guten Zustand Ihrer Kräfte. Auf Ihre leidenschaftlichen Ausfälle zu antworten, verschmähe ich, diese sittliche Entrüstung täuscht mich nicht. Sie handeln sehr unklug, wenn Sie sich auf die Discretion eines Chevalier von Tesca verlassen.“

Die erlittene schwere Kränkung hatte Rose aus der Betäubung gerissen, welche auf ihrem Körper und zugleich auch auf ihrem Geiste gelastet hatte, aber die Erinnerung war ihr noch nicht ganz treu, und bei Nennung dieses fatalen Namens suchte sie allerlei unklare Vorstellungen zu lichten. Ihr ängstlich suchender Blick wurde von der Gräfin ganz falsch gedeutet.

„Diesen Namen zu hören, erwarteten Sie wohl nicht? Es thut mir leid, daß ich ihn mir entreißen ließ. Da es nun aber einmal geschehen ist, muß ich hinzufügen, daß dieser Herr schon seit längerer Zeit die Aufmerksamkeit in unangenehmster Weise

erregt, daß man auch seine Besuche bei Ihnen und die taktlose Art, mit der Sie Ihren zweifelhaften Freund der Prinzessin zuführten, mißbilligend beobachtet hat.“

Diese Worte vervollständigten mit einem Schlage die Lücken in Rosens Erinnerung.

„Ich habe den Chevalier von Fesca der Prinzessin nicht zugeführt,“ sagte sie ernst und bestimmt, „er that das selbst, den Zusammenhang kann ich nicht erklären. Aber gefehlt habe ich doch, wenn auch in der besten Absicht, indem ich Ihnen verschwieg, daß dieser Herr vor einiger Zeit unangemeldet bei mir eindrang und, ehe ich mich von seiner lästigen Gegenwart befreien konnte, mir seine Liebe für Prinzess Amalie und allerlei unverschämte Forderungen aussprach. Ich wies ihm die Thür und er ging.“

Die Gräfin hatte sehr überrascht zugehört, daneben beobachtet und berechnet. Die Erzählung trug den Stempel der Wahrheit, bewährte sich dieser Schein, so erwiesen sich die früheren Voraussetzungen als falsch, und der ganze Angriffsplan mußte geändert werden. Wenn Rose in der That nur den Sündenbock für eine Andere abgab, so war die äußerste Vorsicht geboten. Ein Wort zur Unzeit konnte die

Stellung kosten. Die Gräfin fühlte sich verwirrt, verbarg dieß aber geschickt und fragte lauernd:

„Prinzeß hat natürlich Kenntniß davon? Sie besprachen das Alles mit ihr?“

„Nein, auch das that ich nicht,“ antwortete Rose etwas kleinlaut, „ich brachte es nicht über das Herz, nicht über die Lippen. Ich hätte sie vielleicht warnen sollen, der Mensch mochte wahnsinnig sein.“

Sollte die Gräfin dieß glauben oder nicht? Am besten, sie stellte sich, als ob sie es für Wahrheit nähme.

„Ich muß es Ihnen anheimstellen, ob Sie dem Prinzen davon sagen wollen, wenn die Rede auf diesen Herrn von Tesca kommt,“ sagte sie bedächtig.

„Das kann ich nicht — dem Prinzen kann ich das nicht mittheilen, es ist mir unmöglich. Ich bin auch überzeugt, daß ich der armen Prinzeß nur Ungelegenheiten dadurch bereiten würde.“

„Nun, dann nehmen Sie alle Schuld auf sich und schweigen Sie wie bisher.“

Rose seufzte.

„Es wird mir nichts Anderes übrig bleiben! Und das ist Alles, was man mir zur Last legt?“ fragte sie unschuldig.

Die Gräfin überlegte.

„In der Hauptsache habe ich, wie gesagt, Schweigen gelobt. Vielleicht ist es aber besser, ich mache Sie mit einem Faktum bekannt, wovon die Stadt wahrscheinlich schon erfüllt ist und welches Sie heute Abend unfehlbar erfahren müssen, wenn Sie es wirklich noch nicht wissen sollten: Graf Erdschöe ist heute Morgen von Herrn von Tepling im Duell erschossen worden.“

Ein Schrei entfuhr Rosens Lippen, sprachlos, wie selbst zum Tode getroffen, starrte sie die Gräfin an.

Diese nickte mit hochgezogenen Augenbrauen.

„Ein trauriges Resultat des Leichtsinns! Eine weitere Folge jenes Abenteuers in der Puttkamerstraße! Sie begreifen, daß dieses Duell allerlei Deutungen zuläßt! Am besten wird es sein, Sie lassen die Sache vorläufig auf sich beruhen, um keinen größeren Skandal heraufzubeschwören.“

Sie dachte dabei: „Wer weiß, mit welchen Nachrichten Wulbradt aus Brüssel zurückkommt?“

„Todt!“ flüsterte Rose, die nichts hörte und faßte als dieß ein Wort, mit dem man ihr eine entsetzliche Schuld auf das Herz geworfen hatte.

Die Gräfin akkompagnirte durch einen Seufzer.

„Ja, der Unglückliche erhielt von Ihrem enragirten pommer'schen Ritter einen Schuß in den Kopf;



der Graf fiel augenblicklich todt nieder! Wulbradt benachrichtigte den Prinzen in meiner Gegenwart von dem aufregenden Vorfall, er bemühte sich zugleich — ich muß das anerkennend gestehen — Sie so viel als möglich zu entlasten. Wir Alle waren tief erschüttert, wie es die ganze Aristokratie sein wird, Graf Erdschloe gehört zu den vornehmsten Wiener Familien! Apropos, bei der allgemeinen Aufregung und den vielen pourparlers habe ich vielleicht etwas chagirt, ohne es eigentlich zu wollen. In seiner bekannten zwingenden Weise preßte der Prinz mir das Zugeständniß ab, daß bereits öfter fremde Persönlichkeiten durch Sie unserer Prinzessin zugeführt worden seien und daß Sie auch wiederholt Droschken zu Ihren Promenaden benützten. Es kommt ja nicht darauf an, Sie sind so stark im schwarzen Buch der höchsten Ungnade verzeichnet, daß ein kleines Mehr oder Weniger nichts ändern kann.“

Sie erhob sich nach diesen Worten und setzte, als Rose noch immer schwieg, hinzu:

„Es bleibt also dabei, meine Liebe, Sie kommen heute Abend und desavouiren mich nicht?“

Mit einer gebieterischen Geberde voll Schmerz und Hoheit deutete Rose auf die Thür.

„Gehen Sie — ich werde kommen und Niemand anzuklagen nöthig haben.“

Die Gräfin war zu einer Schuldigen gekommen und schlich nun selber wie eine solche hinaus. Sie konnte das Bild dieses blassen Mädchens mit dem Schmerzensausdruck, der sich über jeden Vorwurf und jede Klage erhob, nicht mit ihrer vorgefaßten Anschauungsweise vereinigen, sie wollte dieß Bild, welches den kleinen Rest ihres abgestumpften Gewissens beunruhigte, mit der Unterschrift „moderne Magdalene“ rubriziren, vielleicht des wallenden blonden Haares wegen, in dem sie sich nach gewohnter Tradition eine solche Büßerin dachte, aber es hob sich selbst darüber hinaus, nicht Mitleid, sondern Achtung fordernd.

Als Gräfin Keil sie verlassen, saß Rose noch eine Weile regungslos, ihre Gedanken waren Gebet. Dann griff sie nach dem Brief Wulbradt's, drückte ihn an die Lippen, während es in ihrem Herzen klang:

„Jetzt verstehe ich Dich, Du edler, treuer Mann!“

Endlich versuchte sie aufzustehen, es ging besser, als sie vermuthet hatte; sie hüllte sich in ihren Morgenrock und verließ das Schlafzimmer.

Im Salon standen Weilschen, Scherikoff's tägliche

Gabe. Sie hatte nicht darnach gefragt, und man hatte sie ihr nicht gebracht, weil der Arzt jeden Reiz, selbst den milden Duft der Veilchen, für ihre franken Nerven fürchtete. Der liebliche Anblick, der süße Duft berührte sie wohlthuend, sie strich zärtlich mit der Hand über die Frühlingsboten und gedachte dankbar des Gebers, aber an die Botschaft glaubte sie nicht, Leben und Lust schienen ihr todt für immer. Krankhafte Sentimentalität war ihrem ganzen Wesen sehr fremd, aber ihre Seele war mit der Verzweiflung des Kindes erfüllt, welches in seiner Kurzsichtigkeit keinen Hoffnungsschimmer kennt, und sie hatte den lieben Gott, bei dem ihr frommer Glaube Vater und Mutter suchte, gebeten, sie mit den Geliebten zu vereinigen. An Tepling, der um ihretwillen ein Menschenleben vernichtet hatte, konnte sie nur schauernd denken, und wenn ihr gesunder Sinn sie auch von Schuld freisprach, so wurde das vergossene Blut doch zum Verhängniß für sie und brandmarkte ihren Namen vor der Welt.

Doch wollte sie sich nicht wehrlos dem Fatum beugen, sie mußte ihrem Vater einst Rechenschaft geben für seines Namens Ehre, darum durfte sie jetzt ihr Antlitz nicht in Nacht und Einsamkeit bergen, wie sie so gern gethan hätte, sie mußte hinaustreten

in die Welt, die ihr feindlich war, nicht dulden, sondern handeln.

Bei den letzten Worten der Gräfin war ein Gedanke in ihr aufgestiegen, den sie jetzt zu einem Plan formte. Sie ließ durch ihre Aufwärterin den Kammerdiener des Prinzen um die Liste der heutigen Gäste bitten. Dort fand sie einen Namen, auf den sie gehofft hatte und nun ihren Plan baute.

Einen Brief aber mußte sie bereit halten, den sie nun mit zitternder Hand und hochklopfendem Herzen schrieb:

„Mein lieber, theurer Freund!

„Sie wollten mich vor Irrthum bewahren — Sie wollten kein halbes Geschenk aus kindischer Hand, nun die Gabe aber in den Augen Anderer werthlos geworden und die Hand mißachtet und verlästert wird, da strecken Sie die starke, treue Rechte der Verfolgten entgegen und rufen ihr zu: ‚Komm‘ an mein Herz, Du armes Kind, mit meines Namens Ehre will ich Dich schützen, denn ich glaube an Dich!‘ Gott segne Sie dafür! In der Stunde der Verzweiflung hat mich Ihr Vertrauen gestärkt, und mit Hingabe meines Lebens könnte ich Ihnen nicht genug dafür danken! So wohl es mir auch thut, Ihnen

nichts betheuern und nichts erklären zu dürfen, über Schmerz und Noth hinweg Ihnen die Hand zu drücken, so kann ich doch nicht hinter Ihre Liebe flüchten, um mich wie eine Schuldige dem Urtheil zu entziehen! Und dann — es darf kein Schatten auf Derjenigen ruhen, welche Sie zu Ihrem Weibe erwählen, auch vor der richtenden Welt sollen Sie stolz auf Ihr Weib blicken dürfen. Das, mein Freund, sind wir uns selber schuldig. Noch weiß ich nicht Alles, was man mir zur Last legt, aber das Eine, Entsetzliche, der Tod jenes mir unbekanntes Mannes, genügt, um mein Herz, ich kann nicht sagen mein Gewissen, für die Lebenszeit zu beschweren, selbst wenn es mir gelingen sollte, die Welt zu überzeugen, daß ich die unschuldige Veranlassung der traurigen That gewesen bin. Dank auch für alle Ihre Sorge! Wenn ich Ihren liebevollen Vorschriften nicht nachleben konnte, so sind böse, unberechenbare Einflüsse daran schuld. Gottes Gerechtigkeit, mein reines Gewissen und Ihr Gebet, mein treuer Freund, begleiten mich auf dem schweren Weg, der vor mir liegt!

Ihre dankbare

Rose vom Haff."

Das Schreiben hatte die Erregung Rosens gesteigert. Sie adressirte den Brief und legte ihn neben die Börse Scherikoff's, die sich seit jener unglücklichen letzten Rückkehr noch auf dem Schreibtisch befand. Dann überlegte sie, ob sie an Onkel Kolf schreiben sollte. Ihr Herz zuckte, der Kopf schmerzte und ihre Pulse flogen, aber sie konnte trotz der fieberhaften Aufregung, welche sie über ihre Kräfte täuschte, klar und scharf denken. Was sollte sie ihm schreiben, dem alten Freunde, dem besorgten Vormund? Es wäre besser für sie und ihn gewesen, wenn sie ihm einen Einblick in ihr Herz mit seinem verstandenen und unverstandenen Weh hätte gewähren können. Aber dazu mußte sie weit ausholen, Beschämendes, Unerträgliches darlegen, oder ihm zurufen wie damals beim Tode des Vaters: „Komm' zu Deiner Rose!“ Zu jenem Nothschrei aber meinte sie noch immer Zeit zu haben. Armes, kurzsichtiges Kind!

Sie hatte lange dem Freunde nicht geschrieben, obwohl sie regelmäßig in kurzen Zwischenräumen kleine Briefchen von ihm erhalten hatte. Er drängte nie auf Antwort, machte ihr nie Vorwürfe über ihr Schweigen, es genügte ihm, seinen Liebling gesund und zufrieden zu wissen. Pflichtbriefe der Jugend rechnete er zu den Ferienarbeiten, durch welche die schöne Zeit der Freiheit

nie getrübt werden sollte, und Rose hatte ihn zu der Annahme berechtigt, daß nach dem Schmerz nun auch wieder die Freude am Leben in ihr Raum gewonnen habe. Die Zeit verging unter dem Grübeln. Endlich mußte sie an ihre Toilette denken. So einfach dieselbe auch war, stellten sich dabei doch Schwierigkeiten heraus. Die Jungfer war beurlaubt und hatte die Schlüssel in Verwahrung, man mußte nach langem Suchen die Schränke durch einen Schlosser öffnen lassen. Während dieser operirte, erschien die Jungfer der Gräfin zur Hülfsleistung. Rose traf sie im Salon vor ihrem Schreibtisch, den an Herrn von Wulbradt adressirten Brief in der Hand. Unerbrochen richtete die Person ihre Botschaft aus und fragte dreist:

„Soll ich diesen Brief etwa mitnehmen?“

Rose dankte ablehnend und kurz für sämtliche Dienste und entließ sie. Die ungeschickte Aufwärterin bediente die junge Dame schlecht genug; aus Furcht, zu spät fertig zu werden, gerieth Rose in eine nervöse Hast, und als sie nun in ihrem langen weißen Kleide vor den Spiegel trat, erschrak sie über ihre brennenden Wangen und dunkel glühenden Augen, die einen unheimlichen Kontrast zu dem Weiß der übrigen Erscheinung bildeten.

Den Brief an Wulbradt, sowie die Börse Scheriz

koff's steckte sie in die Tasche ihres Kleides, warf einen leichten Mantel um die Schultern und eilte hastig hinab. Die körperliche Anstrengung bewirkte, was keine Ueberlegung und der beste Wille nicht zu leisten im Stande gewesen, sie erleichterte den Eintritt in den gefürchteten Kreis.

Außer der Gräfin Keil und dem Grafen Petow war noch Niemand zugegen, diese Beiden thaten, als ob nichts vorgefallen sei, als ob sie erst gestern ihren gemeinschaftlichen Dienst gethan hätten.

Als dann die Gäste kamen, wurden Rose Komplimente über ihr vorzügliches Aussehen und ihre schnelle Genesung gesagt, nur Scherikoff sah sie besorgt an und fand keine Worte des Glückwunsches.

Das prinzliche Paar erschien; Prinzeß sah brillant aus, der Prinz war von etwas schwüler Heiterkeit, er scherzte gezwungen und schleuderte dabei wahre Blitze angesammelter innerer Aufregung über die Gesellschaft hin. Unter den Gästen befanden sich auch Herr und Frau von der Brinken und Fürst Bückler. Prinz und Prinzeß Karl hatten versprochen, zu erscheinen, wurden aber etwas später, nach Schluß der Oper, erwartet.

Als Prinzeß Amalie in die Nähe Rosens kam, reichte sie dem jungen Mädchen die Hand und zog



sie zu sich heran. Die hohe, volle Gestalt der Hofdame überragte das sylphenhaft zarte Figürchen ihrer Gebieterin, und doch sprach Geberde und Haltung der Prinzessin Amalie unverkennbar die wohlwollende und schützende Herrin aus, als sie, Rosens Hand festhaltend, zu den vor ihr stehenden Personen und so laut, daß auch die ferner befindlichen es verstehen konnten, sagte:

„Das böse Kind ist seiner Haft entchlüpft und hat in der Absicht, mir eine Freude zu bereiten, mich recht erschreckt. Ich werde Ihren Arzt sehr tadeln, liebe Rose; mit solchen Fieberwangen und heißen Händen bleibt man nicht nur zu Hause, sondern auch im Bette; nicht wahr, Achim?“

Prinz Joachim, der neben der Gemahlin stand und einen so direkten Angriff nicht erwartet hatte, erhob die Hand, nickte mehrmals mit dem Kopfe und antwortete endlich:

„Mir gelten der Geheimerath Doktor Schwarz und Gräfin Keil als Autoritäten, denen zu widersprechen ich nicht für angemessen halten kann.“

„Ich will von Herzen wünschen, daß meine Besorgniß unbegründet ist,“ sagte Prinzess Amalie liebenswürdig, „vorläufig aber vermögen auch die genannten Autoritäten nicht, mich ganz zu beruhigen,

und ich kann meiner lieben Rose durchaus noch nicht gestatten, mir ihre freundlichen Dienste zu widmen.“ Mit einem herzlichen Druck der Hand verabschiedete sie ihre Hofdame. „Für heute nur mein Gast, so lange es Ihnen nicht lästig wird, liebe Rose.“

Dann an den Prinzen sich wendend, setzte sie hinzu:

„Lieber Achim, bis auf Weiteres bleibt es dabei, Gräfin Keil vertritt unsere Patientin im sogenannten Dienst.“

Niemand außer dem Fürsten Bückler ahnte, daß dieses Intermezzo ein absichtliches gewesen, von Prinzeß zu Gunsten ihrer Hofdame in Szene gesetzt. Bückler kannte seine hohe Schülerin genügend, um die kleinen Zeichen triumphirender Freude zu bemerken und zu deuten. Später fand Prinzeß Gelegenheit, ihm eine Erklärung zu geben. Prinz Joachim hatte es für gut befunden, erst kurz vor dem Empfang der Gäste der Gemahlin seine „Entdeckungen“ und Bestimmungen betreffs ihrer Hofdame mitzutheilen. Ohne sich sofort ein Urtheil über die Angelegenheit bilden zu können, trat Prinzeß doch, ihrem Herzen folgend, auf die Seite der hinterrücks Beschuldigten und nannte des Prinzen Befehle grausam und willkürlich. Im Salon hatte sie die Situa-

tion geschickt nach ihrem Sinn geändert und dem Prinzen nur übrig gelassen, sich zu fügen.

Nachdem Kosens Stellung durch die gütigen Worte ihrer Gebieterin außer Zweifel gesetzt worden, näherten sich ihr auch einige Vorsichtige, denen dunkle Gerüchte zu Ohren gekommen, mit selbstverleugnender Liebenswürdigkeit.

Endlich erschien der Augenblick, den Scherikoff ersehnt, er konnte Kosens Aufmerksamkeit für sich allein in Anspruch nehmen.

„Sie sind krank, mein theures gnädiges Fräulein,“ begann er mit zärtlicher Besorgniß, „wie kommt es, daß uns das schmerzliche Glück zu Theil wird, Sie heute Abend zu sehen?“

Rose antwortete nicht darauf, sondern zog die bewußte Börse aus der Tasche.

„Hier, Durchlaucht, bringe ich Ihnen mit dem Dank der Armen, deren Existenz Sie so großmüthig sicherten, Ihre Börse zurück. Noch an demselben Abende konnte ich Mutter und Kind mit der reichen Gabe überraschen.“

Der Russe wehrte dem Empfang und sagte bedauernd:

„Und Sie geben mir meine Börse zurück? Sie wird mir freilich dadurch werth, daß sie acht Tage

lang in Ihrem Besitz war, und doch schmeichelte mir der Gedanke, ein unbedeutendes Etwas in Ihrer Hand zu wissen, welches auch Ihre Erinnerung einmal zurückführen könnte auf einen mir unvergeßlichen Abend.“

„Nehmen Sie immerhin Ihr Eigenthum zurück, lieber Fürst, es haben Andere schon dafür gesorgt, daß auch mir jener Abend unvergeßlich bleibt.“

Der Ausdruck Rosens war bei diesen Worten ein so schmerzlich bekümmertes, daß Scherikoff unwillkürlich seine breite Gestalt als Schirm für sie benutzte, sie vor der Beobachtung zu sichern. Dann grollte er:

„Mir ahnte es doch! So war es nicht nur Krankheit, es drückt Sie noch etwas Anderes! Man verfolgt Sie und kränkt Ihr Herz, nicht wahr? Können Sie mir denn nicht Ihr Vertrauen schenken? Kann Ihnen meine unbeschränkte Ergebenheit gar nichts nützen? Warum weigern Sie sich so standhaft, Ihren treuesten Freund und hingebendsten Verehrer zu empfangen?“

Der Fürst hatte leise und leidenschaftlich gesprochen. Rose erschrak über seine Hestigkeit.

„Ich war körperlich leidend, Durchlaucht, und bin es auch noch; über Schmerzen, die mich sonst

getroffen, kann nur der Glaube meiner Freunde an die Reinheit meiner Seele und das eigene Bewußtsein davon mich trösten. Sie sind einer dieser Treuen, lieber Fürst, und ich baue fest auf Sie.“

„Prinz Joachim steht hinter Ihnen,“ flüsterte Jemand dem Fürsten in dienstfertiger Besorgniß zu.

Der Russe wandte sich langsam, er war ein zu routinirter Hofmann, um die ängstliche Devotion des Mahners zu theilen.

„Wann verlassen Sie Berlin, mein Fürst?“ redete der Prinz den Fürsten an.

„Ça dépend, Monseigneur,“ antwortete Scherikoff mit einem verständnißsuchenden Blick auf Rose, „ich konnte bisher nicht zum Abschluß kommen.“

„Ich wollte Ihnen einen Auftrag an die Großfürstin mitgeben.“

„Vorläufig werde ich nicht das Glück haben, Hochdieselbe zu sehen, ich habe Nachurlaub erhalten und benutze diesen vielleicht zu einem Aufenthalt in Paris. Waren Sie schon einmal dort, mein gnädiges Fräulein?“

Rose sah sich ungern in das Gespräch gezogen und antwortete nur mit einer verneinenden Bewegung des Hauptes, sie konnte an den beiden Herren nicht

vorüber, ohne den Prinzen zu berühren, der ihr halb den Rücken zugekehrt hatte, und auch nach Scheriff's Bemerkung keine Notiz von ihr nahm.

Dieser wollte den Prinzen zu einer höflichen Beachtung der Form zwingen und sprach darum weiter:

„Paris ist eine Stadt, in welcher jedes Alter, jede Anlage und jede Verfassung die entsprechende Rechnung findet, die Stadt des Genusses, der Künste und auch der Aerzte. Das gnädige Fräulein sollte eine Autorität konsultiren, man geht in der Jugend gar zu leichtsinnig mit dem theuersten Gut um, und ich mißtraue diesem Hofarzt sehr, der sich durch Rosen täuschen ließ, die nur das Fieber so scharf und intensiv zu malen im Stande ist. Mir ist, als sähe ich seine geschäftige Hand zerstörend unter der weißen Decke arbeiten.“

Dabei hefteten sich die kleinen schwarzen Augen des Ruffen auf den weißen Hals am Ausschnitt des Kleides, wo eine zitternde Bewegung der Spizen von lebhaftem Herzschlag zeugte.

Der Prinz wandte sich in brücker Weise der Hofdame zu:

„Sie verstehen es, Ihre Verehrer in steter Aufregung zu halten. Erklären Sie doch dem Fürsten,

welch' verschiedenartige Veranlassungen den normalen Schlag des Herzens verändern können."

"Das vermag jede gesteigerte Empfindung," antwortete Rose leise, den unstätten Blick des Prinzen ernst fassend, "eine der qualvollsten ist aber gewiß die der Ohnmacht bei erlittenem Unrecht."

Ob Prinz Joachim eine Erwiderung fand, jagte der Russe in den tiefsten Tönen seiner grollenden Stimme:

"Unschuld und Schönheit sollten dieß Gefühl nicht kennen, so lange Ehre und Ritterlichkeit in der Brust des Mannes leben."

"Halten Sie die Schönheit für das obligate Gewand der Unschuld, oder die Unschuld für ein Attribut der Schönheit, mon prince?" fragte Prinz Joachim pointirt, wie er das liebte und meistens auch vortheilhaft gefunden hatte.

Dem Russen standen viele Waffen zu Gebot, von der urwüchsigsten Verbheit bis zum feinsten Wortspiel; ohne einen Augenblick zu zögern, antwortete er geringschätzig:

"Ich halte die Vereinigung von Unschuld und Schönheit für das Ideal und bedaure Jeden, der mit blöden Sinnen an solcher Offenbarung deutet."

Des Prinzen Antlitz flammte zornig, doch faßte

er sich schnell, wandte sich ab, blickte einige Sekunden über die Gesellschaft hin und sagte dann nachlässig, ohne den Fürsten anzusehen:

„Ueber Ideale läßt sich nicht streiten, ich lasse Jedem das seine, Don Quijote hatte auch ein Ideal!“

Der Fürst antwortete kalt:

„Selbst ein Don Quijote steht mir höher als ein Mann ohne Ideal und ohne Ritterlichkeit.“

In großer Aufregung war Rose dem sich feindlich zuspizenden Gespräch gefolgt, sie hatte warnend mit der Hand den Arm des Fürsten berührt und sich zugleich an seine Seite gedrückt. Der Russe zog die schüchterne kleine Hand durch seinen Arm, drückte diesen mit dem theuren Unterpfeife fest an sich und führte Rose an dem Prinzen vorüber, indem er sagte:

„Pardon, Monseigneur, ich versprach dem gnädigen Fräulein, sie dieser schwülen Atmosphäre zu entführen.“ Erst im Nebenzimmer konnte Rose ihrem allzu eifrigen Verehrer Vorwürfe machen.

„Ist das Ihre Freundschaft, Durchlaucht? Sie haben den Prinzen gereizt, warum thaten Sie mir das?“ Der Fürst küßte ihre Hand.

„Wer könnte es ruhigen Blutes mit ansehen, wenn dieser deutsche Bär sich in der Bravour gegen ein Lamm übt?“ Zugleich prüfte er schnellen Blicks



den noch völlig leeren Raum und führte Rose hinter den großen weißen Porzellanofen bis an einen Sessel, in den sie sich niederließ. Dann stellte er sich vor sie hin, so daß er selbst der Gesellschaft im Salon den Rücken wandte und doch von dort aus gesehen werden konnte.

Seine glühenden Blicke umfingen das junge Mädchen. „Wollen Sie mich endlich hören? Es bietet sich mir vielleicht nie wieder eine Gelegenheit, und ich muß Ihnen doch sagen, was mir schon lange auf der Seele brennt.“

Rose war unfähig, Widerstand zu leisten, ihre unnatürlich angespannten Kräfte waren im Schwinden.

Der Fürst entwickelte mit unterdrückter Leidenschaft und gedämpfter Stimme seine Pläne. Er enthüllte goldene Fernen, malte in glühenden Farben die glänzendsten Bilder. — Rose schloß die Augen wie geblendet. Ihr war zu Muth wie im Traume, wo die unerwartetsten Ereignisse sich aneinanderreihen; ihre Gedanken verwirrten sich: des Fürsten Stimme klang wie dumpfes Rauschen, der Boden schwankte, sie war allein, Dunkelheit umgab sie, das Chaos umwogte sie, fremde Gewalten zogen sie hin und her, es schaukelte etwas an sie heran, sie sah es nicht, aber sie fühlte es, mächtig, unbegrenzt,

zeitlos — Todesangst erstickte sie — dann wurde es still; ein Versinken, Ermatten, sie dachte: „Das ist das Ende,“ aber sie fürchtete sich nicht. Sie mußte nur so viel, so schnell denken, die Ewigkeit in der Sekunde! Alle Lieben warteten, Vater, Mutter, Mama Lemming — nur Einen mußte sie lassen, ein einziges Band fesselte sie noch an die Erde — —

„Düfel Kolf!“ rief sie so zärtlich, so schmerzlich, daß der Fürst sie erstaunt anblickte.

Er hatte einige Minuten gesprochen und eben ihre Antwort erwartet.

Die Stille weckte sie — da erschien Petow in der Salonthür und rief eilig:

„Mein gnädiges Fräulein, eben ist Prinzess Karl vorgefahren.“

Einen russischen Fluch zwischen den Lippen zerdrückend, antwortete Scherikoff:

„Das gnädige Fräulein ist vom Dienste dispensirt.“

Achselzuckend zog sich Petow zurück.

Rose war aufgestanden, mit gewaltiger Anstrengung hatte sie sich von den sie einspinnenden Nebeln, unter denen die Krankheit wie ein heimtückischer Feind ihr nahte, befreit. Ihr Blut drang nach dem Herzen und begann von Neuem den unterbrochenen Kreislauf.

„Lassen Sie mich gehen, ich fühle mich kräftig genug,“ bat sie ihren despotischen Beschützer, „es ist besser so!“

„Dann werde ich Sie begleiten,“ antwortete der Russe, und er geleitete sie in den Korridor, wo Gräfin Keil, Petow und auch der hohe Gastgeber das prinzliche Paar erwarteten.

Die Flügelthüren wurden geöffnet. Tief verhüllt, am Arme des Gemahls erstieg Prinzess Karl die Stufen des Parterre und trat fröstelnd in den wohl-durchwärmten Korridor. Hofdame und Kavaliere folgten.

„Wie kalt!“ klagte Prinzess unter den Händen der um sie beschäftigten Damen; „nein, bitte, lassen Sie mir noch einen Augenblick die warme Mantille. Ich fühle mich wie erstarrt vor Kälte nach dem kurzen Wege.“

„Nervöse Disposition,“ spottete Prinz Karl, der schnell seinen Mantel abgeworfen hatte und hoch-aufgerichtet, in Generalsuniform neben seiner Gemahlin stand.

„Mein Gott, Karl, es hat eben nicht Jeder die Nerven eines wetterfesten Artilleristen, und dann — mich hat diese schreckliche Nachricht so alterirt.“ In französischer Sprache wandte sich die Prinzess dann

an Gräfin Keil und Rose: „Haben Sie schon gehört, meine Damen, daß der arme Graf Erdschöe heute Morgen im Duell erschossen worden ist? Ich kannte ihn nicht persönlich, sein Onkel aber ist in Wien am Hofe so angesehen, und die Details sind so entsetzlich. Man spricht von einem Rendezvous, von einer Dame, die man vor der Wohnung eines Attachés getroffen; ich kann diese horreurs gar nicht glauben. Der König ist außer sich, es sollen die strengsten Untersuchungen stattfinden.“

Die sonore Stimme des Prinzen Karl unterbrach mit einem „Unerhört!“ den erregten Redefluß und rief dann den beiden Hofdamen zu:

„Prenez garde, mesdames, wenn ein Exempel statuirt werden soll, so wird man auf die Gefährlichkeit gewisser dunkler Augen Bedacht nehmen.“

Die brünette Hofdame senkte mit der Miene eines schmollenden Kindes ihre brennenden schwarzen Augen und hob sie dann wie die gekränkte Unschuld zum Antlitz des Prinzen.

„Gurli,“ raunte dieser ihr schelmisch drohend zu, dann machte er ein scherzhaftes Pas Rose entgegen, von deren Wangen jede Spur von Farbe gewichen war, und sagte, ihr tief in die Augen blickend:

„Wo ist das Phosphorlicht dieser Sterne ge-

blieben? Was löschte ihren Glanz und bleichte die Rosen dieser Wangen über Nacht?"

Wort- und regungslos stand die hohe, schlanke Gestalt da. In dem weißen Kleide mit den erloschenen Augen sah sie einer Statue ähnlich.

„Mein Gott, was fehlt Ihnen, liebes Kind?“ fragte Prinzess Karl, die, stets voller Rücksicht auf ihre Umgebung, sogleich aufmerksam geworden war.

„Fräulein vom Haff war einige Tage krank, Eure Königliche Hoheit, und thut heute zum ersten Male wieder Dienst,“ erklärte Gräfin Keil.

„Das arme Kind sieht aus wie ein Geist, wenn ich hier etwas zu sagen hätte, so würde ich sie auf ihr Zimmer schicken und so hinter ihr machen,“ dabei bewegte Prinzess die Hand wie beim Umdrehen eines Schlüssels.

Die Battants öffneten sich, Prinzess Amalie empfing die hohen Gäste, zugleich bemerkte auch sie das verstörte Aussehen ihrer Hofdame und flüsterte Petow hastig zu:

„Sehen Sie sich, bitte, nach Rose um und bringen Sie sie auf ihr Zimmer, sobald Sie einen Augenblick Zeit haben.“

Scherikoff und Rose blieben im Korridor zurück,

nachdem sich die Thüre geräuschlos hinter der Gesellschaft geschlossen hatte.

„Wasser!“ herrschte der Fürst die müßig und neugierig gaffende Dienerschaft an. Man reichte ihm ein gefülltes Glas. Er hielt es an die farblosen Lippen der halb Bewußtlosen und sah, daß sie mechanisch thaten, was er verlangte. Ein tiefer Athemzug hob die Brust des Mädchens.

„Muth, Muth!“ flüsterte er ihr zu, während er sie in ihren Mantel hüllte. Dann wehrte er die Lakaien ab und führte die noch immer Sprachlose hinaus in den kalten Flur.

Die frische Kälte belebte sie, vom Fürsten mehr getragen als geführt, erreichte sie die dritte Etage. Auf das Klopfen des Fürsten wurde nicht geöffnet, die Thüre war von innen verschlossen.

Rose deutete auf eine weiter zurück befindliche Thür.

„Dort — das Zimmer — der Jungfer.“

Dieß war in der That unverschlossen. Der Fürst riß die Thüre auf, fand aber die kleine Stube finster und leer. Fräulein Vina war noch nicht zurückgekehrt, die Aufwärterin hatte die Zimmer der Hofdame von innen verschlossen, sich aus dem Zimmer der Jungfer in das untere Geschoß begeben, um mit

ihresgleichen von dem Abfall des Festes zu profitiren, der Lafai aber war schon während der letzten Tage unsichtbar gewesen, er benutzte die Krankheit der Hofdame zu einem sich selbst ertheilten Urlaub.

Vor dem Zimmer wollte Rose ihren Begleiter verabschieden.

„Ich sollte Sie in diesem Zustande absoluter Hülflosigkeit allein lassen? Nimmermehr!“ erklärte der Fürst lebhaft.

Rose wollte etwas erwidern, konnte sich aber kaum verständlich machen und mußte zugeben, daß der Fürst ihr seine Dienste noch ferner widmete. Mit einem Wachskerzchen aus der eigenen Tasche begleitete er Rose bis in den Salon. Sie mußte ihr Schlafzimmer passiren, welches sich noch ungeordnet befand, wie sie es verlassen; Rose zog den Fürsten ängstlich weiter. Im Salon fanden sich ein paar Wachslichter, die Scherikoff anzündete. Während Rose mit einem derselben in ihr Schlafzimmer zurückging, sah der Fürst sich in dem Salon um.

„Dieß ist also das mir so hartnäckig verschlossen gewesene Paradies und so muß ich hier endlich Eingang gewinnen!“ sagte er sich. Seine Phantasie hatte ihm etwas Anderes vorgespiegelt.

Er schob einen der steifen Lehnstühle an den lauen Ofen.

„Kalt und uncomfortabel!“ murmelte er in zärtlicher Besorgniß. Als Rose dann schwankend mit einem Arzneifläschchen in der Hand wieder eintrat und ihn mit schwerer Zunge bat, ein paar Tropfen der Arznei in ein Glas Wasser zu thun, da floß sein Herz über in Sorge, Entrüstung und Zärtlichkeit und er schwur, sie ihrer unwürdigen Lage zu entführen.

„Malgrés vous, wenn es nicht anders sein kann.“ Man ist in Rußland an starke Mittel gewöhnt und so nahm er es nicht sehr genau mit der Verordnung.

Die Aufschrift des Fläschchens besagte: im Nothfall zur Belebung einige Tropfen in Wasser zu nehmen. Er goß eine starke Dosis in das Glas und ließ Rose davon trinken.

Dann placirte er sie in den Armstuhl, hüllte sie in ihren Mantel, schob ein Kissen unter ihren Kopf, ein zweites unter ihre Füße und wartete den Erfolg der Arznei ab, indem er auf einem Stuhl in ihrer Nähe Platz nahm. Die Wirkung des Mittels zeigte sich bald. Rose richtete sich plötzlich auf wie unter dem Einfluß eines Schrecks und sagte lebhaft:

„Ich hätte Frau von der Brinken so gerne einen Augenblick ungestört gesprochen —“



„Soll ich sie Ihnen bringen, mein theures, gnädiges Fräulein?“

„Das könnte auffallen.“

„Qu'est ce que ça fait, wenn sie Ihnen nützlich sein kann, ich hole sie sogleich.“

Und er erhob sich. Rose faßte seinen Arm.

„Nein, nein, lassen Sie das, fragen Sie die Dame nur, ob sie mich wohl demnächst besuchen möchte, ich bedürfe in sehr, sehr wichtiger Angelegenheit ihres Rathes.“

„Ich werde Ihren Auftrag ausrichten! Haben Sie sonst nichts für Ihren unterthänigsten Verehrer?“

„Ich möchte Sie bitten, diesen Brief der Post zu übergeben,“ sagte Rose, aus der Tasche den Brief an Wulbradt ziehend, „ich habe Niemand hier zur Hand, dem ich ihn anvertrauen könnte.“

Der Fürst steckte den Brief ein.

„Er soll an seine Adresse gelangen! Haben Sie aber keine Antwort auf meine Bitte von vorhin?“

Eine heiße Blutwelle zog über das weiße Antlitz, Rose stammelte:

„Sie wissen nicht, was geschehen ist — welcher mächtiger Beweggrund Ihre Bitten unterstützt, aber — vielleicht — wenn Sie erführen —“

Leidenschaftlich fiel ihr der Fürst in's Wort:

„Folgen Sie der guten Eingebung des Augenblicks, was auch geschehen sein mag, meine Anschauung und meine glühenden Wünsche kann nichts ändern!“ Er neigte sich vor, faßte ihre Hand und beugte das Knie. „Geben Sie jetzt augenblicklich die heißersehnte Zusicherung.“

Rose ließ ihren Blick zögernd und bangend auf ihm ruhen und sagte dann:

„Man soll aber in der Verzweiflung keine Entschlüsse fassen. — Warten Sie bis morgen, ich werde Ihnen meine Antwort schreiben.“

Es klopfte an die Salonthür, welche von innen verschlossen war, wie man sich erinnern wird.

„Das wird Lina sein!“ rief Rose erleichtert.

Der Fürst öffnete. Es war Petow, dessen Blick die Situation überflog. In dem hämischen Ausdruck lag die Mißdeutung.

Er hatte durchaus keinen Grund, der Feind Rosens zu sein, aber er war vor Allem Höfling in des Wortes feilster Bedeutung und konnte als solcher nur aufgehenden oder herrschenden Sternen huldigen, mit dem armseligen Nest seiner Natur aber konnte er Rose so wenig begreifen, wie die Finsterniß das Licht begreift; und gemeine Seelen hassen meistens das, was sie nicht begreifen.

Das Hofleben produziert eine bestimmt ausgeprägte Sorte solcher Mißgeburten, Bucherpflanzen des Hofes, welche Jeder kennt und die Meisten verachten, denen aber nur selten Jemand diese Verachtung zeigt. Mit einer eigenthümlichen Grimasse seines feisten Gesichtes sagte der Oberstallmeister:

„Ich darf die allgemeine Besorgniß über das plötzliche Verschwinden des gnädigen Fräuleins wohl beruhigen? Die hohen Herrschaften sandten mich als Botschafter und Bevollmächtigten ab, um den etwaigen Wünschen einer Kranken nachzukommen, ich fürchte aber, indiscret zu erscheinen! In so angenehmer Gesellschaft bleibt dem gnädigen Fräulein gewiß nichts zu wünschen übrig.“

Das Blut stieg dem leidenschaftlichen Russen in den Kopf.

„Sie täuschen sich, Graf Petow, und ich warne Sie vor so gefährlichem Irrthum. Es bleibt nicht nur in Rücksicht auf eine Kranke, sondern auch in Wahrnehmung anderer schuldigen Rücksichten hier Vieles zu wünschen übrig.“ Er besann sich — es fiel ihm ein, daß er im Begriff war, selber gegen diese Rücksichten zu sündigen — und er setzte ruhiger hinzu: „Ich fand das corps de logis von der Dienerschaft verlassen, dunkel und kalt.“

„Und Sie bemühten sich, den Comfort einigermaßen herzustellen. O, ich verstehe das vollkommen und begreife, daß Fräulein vom Haff Ihnen sehr dankbar sein wird.“

Rose hatte sich erhoben, sie trat aus dem Dunkel der Zimmerecke in den Lichtkreis der Kerzen.

Die hohe weiße Gestalt, das kindliche Antlitz mit der reinen Stirn und den mächtigen Augen, umfaßt von dem schlichten Goldhaar, bildeten ein Ganzes von überwältigender Einfachheit und Hoheit. Sie wandte sich an den Fürsten.

„Ich bin Ihnen, in der That sehr dankbar, Durchlaucht, für alle Ihre Sorge und Mühe, doch befinde ich mich besser und werde die Arrangements, um dem obwaltenden Mangel abzuhelpen, an der verantwortlichen Stelle selbst einfordern.“

„Graf Petow, ich ersuche Sie, zu veranlassen, daß ein Sakai meiner Befehle gewärtig bleibt und sich sofort einstellt. Ueber das Weitere werden wir uns später verständigen, jetzt bedarf ich nur der Ruhe. Wollen Sie dieß mit meinem unterthänigsten Dank den Herrschaften melden?“

Mit einer Würde, die sie weit über ihre siebenzehn Jahre und mädchenhafte Schüchternheit hinaus hob, entließ sie beide Herren und blieb allein.

Allein mit ihrem bangen Herzen, ihrer jungen Erfahrung und ihrer schweren Last! Sie stand einige Sekunden still an demselben Fleck, dann ging sie langsam an das Fenster. Es war ihr, als ob sie auf mechanischen Federn oder elastischem Polster ginge, auch die Kälte ihres Zimmers empfand sie nicht. Dagegen that es ihr wohl, den heißen Kopf an die halbgefrorene Fensterscheibe zu legen, die schnell unter ihrem Athem thaute. Sie schaute hinaus in die Nacht. Tief unter ihr lag das unruhige Treiben der Menschen, still und erhaben in ihren geregelten Bahnen zogen die Sterne darüber hin. Die Vorsehung, welche ihnen die Wege und die Zeit zumäß, hielt auch ihr Schicksal in der Hand, das verschwindende, nichts bedeutende Leid eines Menschenherzens. Was aber ist groß, was klein, was ist viel, was ist wenig vor Gott?

Mama Lemming, die Sanfte, Milde, hatte sie gelehrt, Gott zu lieben. Das war so natürlich, so leicht, so beglückend! Nichts ist dem Kinderherzen so anmuthend als die Lehre von dem lieben Gott!

In der Pension wurde dieß traute Verhältniß gestört. Man brachte dort Alles in eine Methode. Die Religion fand ihren Platz in dem pädagogischen Aufbau, wurde aber der Nützlichkeit halber nach eng-

lischer Methode behandelt. Durch Gebetsübungen in englischer Sprache, durch eine geisttödtende Sonntagsheiligung in Demuthskivree und Tugendstolz sollte den jungen Seelen Gottesfurcht gelehrt werden, erzeugte aber nur Gleichgültigkeit und Langeweile. Statt Gott fürchten zu lernen, hörte Moze auf ihn zu lieben.

Dann kam die Zeit, wo Moze mit der Schule, den Büchern auch den religiösen Zwang von sich abstreifte, die Zeit, wo Jugendlust und fröhliches Genießen in dem lebensfrohen Herzen mächtig wurden. Dem Gott der Liebe hatte man sie entfremdet und den strengen Zebaoth brauchte sie nicht, sie that nichts Böses, warum sollte sie sich seiner eifernden Nähe immer bewußt sein?

Am Hofe zu K. fand sie Anklänge an die religiösen Formen der Pension, wenn auch im Ganzen viel weniger verlangt und geleistet wurde in religiöser Beziehung. Was dort Methode gewesen, war hier Dienst, konnte sie aber ebensowenig erwärmen. Wenn die allerhöchsten und höchsten Herrschaften sich programmäßig an bestimmten Tagen und bei vorgeschriebenen Veranlassungen in die Hofkapelle begaben, um dem Höchsten zu danken, so wollte Mosens natürlichem Gefühl dieser Akt der Etikette

immer besonders seltsam erscheinen. Ein Abrechnen der Allerhöchsten mit dem Höchsten! Man blieb am Hofe zu K. Niemandem etwas schuldig. Erst als der Vater ihr entrissen wurde, lernte Rose Gott fürchten, sie fühlte sich von seiner strengen Hand gezüchtigt, aber sie konnte ihn nicht lieben, wie sie als Kind gethan.

Und nun — verlassen und erschüttert, irre geworden an sich selbst, suchte sie nach dem vernachlässigten, verlorenen Gut! Sie kam als verirrtes, reuiges Kind und suchte den Weg in das Vaterhaus. — Lassen wir sie allein in dieser letzten Nacht des Ringens und Kampfens. Eine künstliche Kraft hielt den Körper, ein heißer Schmerz die Seele wach!

Auf dem Wege in die Salons des Prinzen Joachim hatten die beiden Herren, Fürst Scherikoff und Petow, eine kurze, sehr heftige Auseinandersetzung.

Prinzeß Amalie entließ ihre Gäste zeitig. Sie hatte, wie gesagt, Gelegenheit gefunden, dem Fürsten Büdler Alles mitzutheilen, was sie Anklagendes über ihre Hofdame erfahren und ungläubig zurückgewiesen hatte. Der alte Lebemann hörte mit etwas cynischem Lächeln den Bericht an. Er theilte der Prinzessin Auffassung nicht ganz, billigte aber vollständig ihre Haltung dem Gemahl gegenüber.

„Sie müssen die Partei des Fräulein vom Haß nehmen aus verschiedenen Gründen, wenigstens vorläufig,“ sagte er zustimmend.

„Ich werde dem armen, unschuldigen Mädchen nach Kräften beistehen,“ versicherte Prinzess Amalie eifrig.

Das Wort „Unschuldig?“ wiederholte der Fürst mit einem Mephistopheleslächeln. „Nun, das wollen wir dahingestellt sein lassen.“

„Könnten Sie daran auch nur einen Augenblick zweifeln?“ fragte Prinzess Amalie entrüstet.

„Sie kleine Kaltblütige können die Geschichten anderer Frauen gar nicht beurtheilen, weil Sie das Frauenherz nicht kennen. Ferne sei es übrigens von mir, den Richter spielen zu wollen, im Gegentheil, ich stimme meinem alten Freunde, dem Fürsten Schwarzenberg, völlig bei, der in seinem Wanderbuch eines verabschiedeten Landsknechts sagt: ‚Wenn jene froshblütigen Pharisäer- und Duennen-Naturen Recht hätten, denen der Erlöser die sehr verfängliche Proposition des Steinaufhebens machte, so wäre der Himmel eine Spinnstube für Weiber mit Mumienherzen und Männer mit Fischblut, die dort versammelt worden, weil sie zu wenig geliebt, hinwiederum die Hölle ein Aufenthalt für Engel, die gefallen, weil sie zu sehr geliebt.‘ Auch die



Konsequenz, die er für sich daraus zieht, unterschreibe ich aus vollem Herzen: ‚Alors je préfère me donner au diable.‘ Ich wollte Sie nur warnen, für das, was Sie unter Unschuld verstehen, in's Feuer zu gehen.“

Diese Worte hatten einen tiefen Eindruck auf Prinzess Amalie gemacht und beschäftigten sie unaufhörlich. Der Fürst war ihr Evangelium, je mehr sie sich von anderer Autorität frei machte, je mehr ordnete sich ihre im Grunde autoritätsbedürftige Seele dieser liebenswürdigen und verehrten Größe unter. Den Fürsten hielt sie für weise, scharfsichtig, erfahren und gut. Wenn er an Rosens Unschuld zweifelte, so galt ihr dieß als schwerwiegendster Beweis gegen sie. So leicht wie er konnte sie die Moral freilich nicht wägen, er war zwar der Edelsten einer, aber doch auch nur ein Mann, der jene Sünden, von denen sein Geschlecht profitirte, nicht so streng richtete, wie sie selbst in ihrer keuschen Empfindung. Prinzess Amalie fühlte ihre Theilnahme und ihren Eifer in Rosens Sache abnehmen nach dem Gespräch mit Bücker.

Prinz Joachim nahm den Oberstallmeister nach Schluß des Festes mit in seine Zimmer zu einem geheimen Conseil. Das Bekanntwerden des Duells

und der Vorfälle, die damit in Verbindung standen, war ihm höchst fatal, dem Berliner Hof Stoff zu einem spectacle zu liefern, fürchtete er mehr als irgend etwas Anderes; die Sache spitzte sich allgemach zu und die Spitze mußte sich schließlich auf seinen Hof richten. Was thun? Gleich abreißen? Das hieße dem Geflatzch Thür und Thor freigeben. Dabei wurde ihm der hochmüthige Russe mit seiner impertinenten Einmischung sehr unangenehm.

Petow's Mittheilungen konnten die Besorgnisse nur steigern. Auf die herausfordernden Angriffe des Fürsten hätte Petow nach seiner Darstellung nur durch Mittheilung der Thatfachen antworten können. Der Fürst sei ganz ahnungslos gewesen, habe sich aber sogleich zum zweiten Ritter der jungen Dame aufgeworfen, und als Petow ihm erklärt, daß dieß unnöthig sei, da Wolbradt bereits als zweiter aufgetreten wäre, habe der Fürst höhnisch erklärt, daß er auch als dritter seinen Gegner finden würde. Dem enragirten Russen war Alles zuzutrauen, an ein Abreißen konnte nun um so weniger gedacht werden, und der Prinz beschloß, lieber den Gegenstand, um den sich Alles drehte, zu entfernen, Rose morgen nach K. zurückzuschicken. Er meinte hiemit

auch seine Gemahlin für ihre selbstständige Einmischung zu bestrafen. Petow pflichtete in Allem bei und erhielt den Auftrag, das Nöthige zu veranlassen und durch Gräfin Keil Rose den prinzlichen Befehl zu übermitteln. Die Herrschaften wollten dann noch acht Tage in Berlin bleiben und etwa für eben so lange nach Hannover gehen. Unterdeß würde man Zeit finden, die unangenehme Sache zu aplaniren.

Scherikoff glaubte nun den Schlüssel zu Rosens Krankheit und eine Erklärung für ihre räthselhafte Andeutung: „Sie wissen nicht, was geschehen,“ zu besitzen. Im ersten Augenblick, als Petow ihm von der Begegnung in der Puttkamerstraße und dem daraus folgenden Duell erzählte, erinnerte er sich der Mittheilung Rosens von ihrem Besuche an jenem Abend bei der armen Frau und hielt diese Thatsache mit jenen anderen zusammen. Als aber Petow „die kleine List“ der jungen Dame belächelte und behauptete, daß Rosens Erscheinen zu der bestimmten Stunde und an dem bestimmten Tage von dem Chevalier Fesca vorausgesagt und von den beiden Herren als Zeugen erwartet worden sei, mußte Scherikoff zugeben, daß dieß Impromptu bei Brinkens von Herrn von Fesca unmöglich vorher berechnet sein konnte.

Im Grunde seiner Seele war Scherikoff's Glauben an Rose durchaus nicht ganz unerschüttert, er besaß kein so feines Verständniß für die makellose Reinheit einer Mädchenseele wie Wulbradt. Aber das schadete seinem Interesse für das schöne Mädchen sehr wenig, was ihm am unwahrscheinlichsten blieb, war die Wahl der jungen Dame. Er sagte wie Erdschloe: „Um einen solchen Kerl kompromittirt sich ein vornehmes Mädchen nicht.“ Freilich setzte er hinzu: „Wer ergründet die Natur eines Weiberherzens?“

Wie Pücker war Scherikoff viel zu sehr Lebemann, um kleine Fehler schöner Damen strenge zu richten. In Petersburg gab es selten eine Frau ohne pikante Reminiscenzen und geschadet hatte das noch keiner.

Den Brief an Wulbradt hatte er ganz vergessen, erst als er seine Toilette ablegte, fand er ihn. Mit Interesse studirte er die Schriftzüge, Rosens Handschrift war klar wie ihr Charakter. Ehe er den Brief expedirte, wollte er noch einen letzten Versuch machen, Rose für seine Absichten zu gewinnen, vielleicht wurde dieser Brief an Wulbradt dann ganz unnöthig.

Scherikoff schrieb ihr also, und durch sein Schrei-

ben zog sich ein gewisses undefinirbares Etwas, ihm selber unbewußt, welches ihn dem schönen und stolzen Mädchen näher rückte. Er glaubte, daß sie von der schmählischen Wette und dem schurkischen Verhalten Fesca's unterrichtet sei, und suchte hierin ein neues Motiv für Annahme seiner erlösenden Vorschläge.

Rose erhielt den Brief Morgens früh durch den Kammerdiener des Fürsten und antwortete dem Fürsten sofort durch wenige Zeilen.

Im Laufe des Tages schickte Fürst Scherikoff Abschiedskarten an seine Bekannten.

Steif, kalt und förmlich wie ein seelenloser Automat erschien gegen Mittag Gräfin Keil in Begleitung des Arztes bei Rose und theilte ihr mit, daß der Prinz nach Rücksprache mit dem Geheimerath beschlossen, sie nach K. zurückzuschicken, wo sie in Ruhe und Behaglichkeit ihre völlige Genesung abwarten könne. Doktor Schwarz zeigte sich etwas befangen und eilig, gratulirte Rose zu dem gelungenen ersten Ausgang, lobte den Gebrauch des verordneten Mittels, gab ihr selbst ein zweites Mal davon und rieth ihr, die Arznei auf der Eisenbahnfahrt zur Hand zu haben.

Rose fühlte sich wie betäubt! Sie hat die

Oberhofmeisterin, persönlich von Prinzeß Abschied nehmen zu dürfen.

Dieser Fall war vorgesehen. Der Geheimerath zog das Gesicht in bedenkliche Falten und meinte, die Nerven Ihrer Hoheit seien merkwürdig alterirt, Gemüthsbewegungen jeder Art müßten der hohen Frau erspart bleiben, und auch für das gnädige Fräulein sei absolute Ruhe als Vorbereitung für die nächtliche Fahrt anzurathen.

Sie möchte am Tage noch mehrere Stunden zu schlafen versuchen, sich recht warm halten, lieber für die Fahrt ein Damencoupé wählen, wenn auch zweiter Klasse, da es erster keine reservirten Coupés für Damen gäbe und so weiter.

Dann empfahlen sich Beide, die Gräfin sagte in der Thüre: „Ich sehe Sie jedenfalls noch vorher, meine Liebe!“

Prinzeß schickte ein Briefchen mit einigen freundlichen Abschiedsworten und ihren besten Wünschen für baldige Genesung herauf. Man hatte ihr gesagt, es sei für Rose wünschenswerth, jede neue Erregung zu meiden, sie dem Konflikt, von dem Rose bis zur Stunde nichts ahne, zu entziehen. Die Sorgen für die Gesundheit ihrer Hofdame waren von dem Arzte und von Gräfin Keil beruhigt worden.

Der Abend kam, Fräulein Lina hatte in zorniger Aufregung gepackt und ihre Dame dafür verantwortlich gemacht, daß die Freuden und der angenehme Verkehr in der Residenz für die Jungfer gekürzt wurden, bloß aus Chifane und Laune. Sie hatte versucht, sich für unentbehrlich bei Prinzeß zu halten, war aber von dieser zurückgewiesen worden bis auf eine Zeit, wo sie ihrer kranken Dame nicht mehr nöthig sein würde.

Gräfin Keil war nicht wiedergekommen, Petow hatte eine Karte geschickt und sich nach etwaigen Wünschen für die Reise erkundigt. Fräulein Lina, die gerne den Vormund ihrer schweigsamen Herrin machte, verlangte einen Lakaien als Begleitung auf der Fahrt; ihr war erwidert worden, es sei keiner dafür vorhanden und für die Nacht auch unnöthig, in X. würde der Hofdame ein Lakai zu Befehl stehen.

War es die Aufregung oder die Arznei — Rose wurde in diesen letzten Stunden von einer fremden Kraft aufrecht und in Bewegung gehalten; sie that, was man verlangte, half beim Packen, aß, trank, beantwortete alle Fragen der Umgebung und gab ihre Bestimmungen ab, aber mechanisch wie ein aufgezo- genes Uhrwerk.

Endlich war Alles abgethan, die Hofequipage brachte Rose mit der verweinten Jungfer auf den Bahnhof. Die erste Person, welche Rose dort begegnete, war — Scherikoff. Er bot ihr den Arm, sprach mehrere Minuten in französischer Sprache mit ihr, nahm dem Lakaien das Handgepäck ab, fuhr die Jungfer heftig an, als diese sich weinend in eine Ecke drückte und ihrer Pflicht nicht genügte, und nahm drei Billette am Schalter für Rose, ihre Jungfer und für sich selbst. Ein Billet zweiter Klasse nach X. händigte er der Jungfer ein. Dann führte er Rose an ein Coupé erster Klasse. Bis jetzt hatte sie wenig gesprochen und Alles ruhig hingenommen, was Scherikoff für sie gethan.

Im Begriff einzusteigen, wandte sie sich plötzlich um und sagte, während der Fürst ihr behülflich war und Lakai und Jungfer hinter ihnen standen:

„Ich möchte lieber in einem Damencoupé fahren.“

„Es gibt kein Damencoupé erster Klasse, Sie sind hier auch besser und bequemer placirt, mein gnädiges Fräulein,“ erwiederte Scherikoff, worauf Rose in ihrer kindlichen Weise bat:

„Lassen Sie mich lieber in einem Damencoupé Platz nehmen, bitte, Durchlaucht, es ist mir angenehmer und ich versprach es der Gräfin.“



Der Fürst machte Einwendungen, mußte aber ihrer sanften Festigkeit nachgeben. Sie ließen sich ein Damencoupé öffnen, es war leer. Rose stieg ein, die Jungfer wollte folgen, doch wies der Fürst sie mit den Worten zurück:

„Suchen Sie sich anderstwo einen Platz!“ und stieg selber zu Rose in das Coupé. Diese sah ihn groß an, auch Sakai und Jungfer blickten erstaunt. Der Erstere wurde von seiner Herrin verabschiedet und Fräulein Lina verschwand im Dunkel der Wagenreihe.

Ehe der Zug sich in Bewegung setzte, fand sich eilig noch eine zweite Dame ein, welche stuzte, als sie einen Herrn im Coupé fand.

Einige Augenblicke später, während der Zug sich schon fortbewegte, zeigte sich der billettfordernde Schaffner an der Thür und es kam zu einer lauten Auseinandersetzung zwischen ihm, Scherikoff und der alten Dame.

Rose lehnte sich in ihre Ecke und schloß erschöpft die Augen, ohne Notiz davon zu nehmen.

Der Zug brauste davon.

---

## Neunzehntes Kapitel.

---

Am nächsten Morgen, als Petow sich noch unter den Händen des Kammerdieners befand, der die Brennscheere über seines Herrn Haupte schwang, lief eine Depesche aus K. ein.

Das war zu damaliger Zeit, wo den hohen und höchsten Herrschaften das Telegraphiren nichts kostete als einen Befehl, etwas Alltägliches. Die geschäftliche und dienstliche Korrespondenz wurde nur in dieser bequemen Weise absolvirt.

Petow öffnete daher das Couvert gelassen und mit Rücksicht auf die wichtigen Manipulationen über seinem Haupte.

Die Depesche enthielt folgende überraschende Nachricht:

„Fräulein vom Haff nicht angekommen, Jungfer mit Gepäck hier, behauptet, von ihrer Herrin nichts zu wissen. Erbitten Befehle.

Haushofmeister Florian.“

Vollständig konsternirt saß der Oberstallmeister mit dem Blatt in der Hand da, der Kammerdiener blickte über die Schulter seines Herrn auch in das Papier und verbrannte eine Locke. Die zweite Ueberraschung hob die Wirkung der ersten auf. Durch den Duft seines verkohlten Haarschmuckes zur Besinnung gebracht, fand Petow Sprache und Ueberlegung wieder.

„Verdammte Gelei! Schicken Sie diese Depesche sogleich zu Seiner Hoheit, ich käme so bald als möglich selbst.“ Er hatte das Telegramm in das Couvert gesteckt und warf es dem Diener hin.

Dem Prinzen erging es ähnlich wie dem Oberstallmeister. Die Ueberraschung trug hier aber mehr den Charakter des Schrecks und weckte ein unbestimmtes Schuldbewußtsein. Nach einigen Sekunden stummer Ueberlegung that Prinz Joachim etwas Unerhörtes, er suchte Rath bei seiner Gemahlin. Ein-, zweimal klopfte er an die gewisse Tapentheur, bis ihm endlich die Kammerfrau erschrocken öffnete. Es gehörte zu den liebenswürdigen Eigenschaften der Prinzessin Amalie, früh auf und nie unbeschäftigt zu sein, sie hatte schon lange ihre Toilette beendet, auch bereits gefrühstückt und saß in ihrem Boudoir am Schreibtisch. Ohne sich zu erheben, blickte sie

fragend dem Gatten entgegen, dessen Aussehen etwas Besonderes erwarten ließ. Die Ceremonie des Morgengrußes übergehend, reichte der Prinz seiner Frau das Telegramm und fragte, während sie es schnell überflog, offenbar nicht gleich begriff und nochmals las, ungeduldig:

„Was sagst Du dazu?“

Prinzeß Amalie war sehr blaß geworden, sie antwortete nicht, sondern fragte:

„Wer begleitete Rose auf der Fahrt nach K.?“

„Ihre Jungfer.“

„Und nach dem Bahnhof?“

„Ihr Lakai.“

„Geschah das auch auf Deinen Befehl?“ fragte sie mit vorwurfsvoller Bitterkeit. Sie hatten die Rollen getauscht. Der Prinz entschuldigte sich:

„Ich konnte hier Niemanden entbehren, wir haben, wie Du weißt, nur den nöthigsten Bedarf an Lakaien mit.“

„Warum begleitete Petow sie nicht an den Bahnhof?“

„Er mußte Wulbradt bei mir, wie die Keil die Hofdame bei Dir vertreten.“

„Wenn hier ein Unglück geschehen ist, so trifft uns die Schuld!“ rief Prinzeß Amalie erregt, „Deine

Grausamkeit und Härte und meine Schwäche und Feigheit werden es zu verantworten haben. Ich mache mir bittere Vorwürfe, meiner besseren Ueberzeugung nicht gefolgt zu sein. Hätte ich nur Rose vorher noch einmal gesehen und gesprochen — doch jetzt kommt jede Ueberlegung zu spät.“

Graf Petow wurde gemeldet. Der Prinz empfing ihn im Salon der Prinzess und zog die Thür des Boudoirs hinter sich zu.

Prinzess blieb allein. Sie nahm das Unglücksblatt noch einmal zur Hand und las die kahlen, trockenen Worte. Sie blieben unerklärlich, unglaublich! Ihre ganze Liebe und Theilnahme für Rose war mit einem Schlage, mit dem Schreck, der ihre feige Schwäche demaskirte, wieder erwacht! Ihre eigene und des Prinzen Handlungsweise erschienen ihr schmachvoll und sie erröthete vor sich selbst.

In ihrer peinlichen Unruhe suchte sie ihre alte Kammerfrau auf. Vor ihr war sie nicht die Erbprinzessin von K., nicht die unglückliche Gattin, nicht die zweiundzwanzigjährige, verschüchterte, oder eine Rolle spielende und sich ehrgeizig montirende Frau, sondern Prinzess Mally, das Kind aus dem schönen kleinen Fürstenthum, aus der gemeinsamen, geliebten Heimat.

„Bitt, was kann denn nur mit ihr geschehen sein?“ schloß sie ihre kurze Mittheilung.

Und Bitt, die ihre Herrin über Alles liebte, daneben aber auch die junge Hofdame, der sie mit dem Instinkt der Liebe abfühlte, daß sie es treu meinte mit der angebeteten Herrin, Bitt, in deren vertrocknetem kleinem Körper eine weiche Seele lebte, öffnete ihre schwarzen, glanzlosen Augen, die aus ihrer wimpernlosen Umfassung wie gebackene Rosinen aus einem Kuchen blickten, schlug die kleinen, dünnen Hände zusammen und jammerte laut:

„Ach, das Unglück, das Unglück! Mir hat es lange in den Gliedern gesteckt und geahnt! Ich habe es kommen sehen! Das arme Kind sah ja wie das geschlagene Glend aus! Sie haben sie in den Tod gehehrt mit all' den abgeschmackten Lügen!“

„Aber Bitt, wie kannst Du mir so etwas sagen!“ rief Prinzess Amalie entsetzt, „das ist ja sündhaft, es nur zu denken.“

„Ach, ich möchte ja auch nicht davon sprechen, aber gehört und gesehen hat man ja Alles. Die freche Person, die Lina, hat immer hinterher spionirt, aus purer Nichtswürdigkeit, und hat Alles nach ihrem eigenen schlechten Charakter ausgelegt. Man brauchte ja nur das Herz und die Augen auf dem rechten

Fleck zu haben, um dem armen Kind die Unschuld von dem süßen Gesicht zu lesen. Wenn aber die Menschen verblendet sind, dann halten sie die Sonne für einen Nebelfleck. Und dann die Bosheit und der Neid und die Rachgier, die sind schlimmer als die wilden Thiere — ja, ja, Prinzess Mally, sehen Sie mich nicht so erschrocken an, ich habe Sie in diesen schwachen Armen gehalten und Ihren ersten Athemzug behütet, ich werde Ihnen die Wahrheit sagen bis an meinen letzten Athemzug. Schlecht, grundschlecht und grausam ist man mit dem elternlosen Kind umgegangen, und wäre ich nicht krank und diese heuchlerische, falsche Person, die Lina, nicht immer hier bei Ihnen gewesen, so würden Sie schon lange von mir erfahren haben, was die Glocke geschlagen hat. Jetzt ist es zu spät, nun das Unglück geschehen ist.“

Sie hielt erschöpft inne und schluchzte in ihr Tuch. Prinzess Amalie zitterte am ganzen Körper. Eine Möglichkeit, wie sie Pitt ohne Bedenken annahm, war ihr nicht im entferntesten in den Sinn gekommen. Jetzt erinnerte sie sich des verzweifelt, starren Gesichtes ihrer jungen Hofdame am vorgestrigen Abend beim Empfang der prinzlichen Herrschaften und sie fühlte ihr Herz bis in die Kehle schlagen.

„Bitt,“ sagte sie nach einer Weile mit leiser Stimme, „sie war zu fromm, um solche Sünde zu begehen.“

„Solche Sünde!“ ächzte die kleine Person, „welche andere, minder schwere trauten Sie ihr denn zu? Sie konnte keinem Wurm Unrecht zufügen, aber die Verzweiflung verstört den Sinn und nimmt den Verstand, und sie hatte keine Menschenseele auf der weiten Welt, zu der sie flüchten konnte, keine Eltern, keine Verwandten, keine Freunde, keine Heimat, und sie war jung, unerfahren und krank! Glend krank war sie, und man hat sie aufgejagt wie ein Stück Wild und hat sie weitergehetzt! Vielleicht ist sie auch krank irgendwo liegen geblieben.“

„Dann würde sie doch aber die Jungfer mit dem Gepäck bei sich behalten haben,“ meinte Prinzess kleinlaut.

„Der nichtswürdigen Person traue ich zu, daß sie ihre kranke Herrin absichtlich im Stich gelassen hat.“

„Nein, nein, Bitt, das ist unmöglich, es muß noch einen andern Zusammenhang geben.“

„Wo ist die Depesche?“ rief des Prinzen Stimme nebenbei. Prinzess hielt das Telegramm noch in der



Hand und eilte dem Prinzen entgegen. Dieser war total verändert.

Die Bestürzung, das dämmernde Schuldbewußtsein wie fortgeblasen. Seine Hoheit hatten wieder die Mäuren des unfehlbaren Selbstherrschers.

„Komm' mit!“ herrschte er die Prinzessin an, das Blatt aus ihrer Hand nehmend. Sie folgte ihm in den Salon und fand hier Petow.

Während dieser die Depesche auf die Zeit des Abgangs und des Wortlauts prüfte, sagte Prinz Joachim, der im wiedergewonnenen Selbstbewußtsein ordentlich wie geschwollen aussah:

„Wir haben eben den Sakaien, der Deine Hofdame“ — er sprach das Wort wie einen Vorwurf für Prinzeß aus — „nach der Bahn geleitete, verhört — es haben sich seltsame Thatsachen herausgestellt. Fürst Scherikoff hat Fräulein vom Haff auf dem Bahnhof erwartet und in Empfang genommen, Billette für sich und die Dame gelöst — Niemand weiß wohin — der Jungfer ein Billet nach K. eingehändigt und sie zugleich aus dem Coupé gewiesen, einem Damencoupé, welches der Fürst mit der schönen Dame allein okkupirte, wahrscheinlich schon vorher ganz in Beschlag genommen hatte.“

„Nun?“ fragte Prinzeß ernst, die Augen scharf

auf den in Blick und Worten stoßweise agirenden Gemahl geheftet.

„Der Fürst hatte sich schon vorher, am vorgestrigen Abende, mit einem wahren acharnement zum Ritter der Dame aufgeworfen, ist mit dunklen Worten und Drohungen sehr freigebig gewesen. Auch hatte ihn Petow eingeschlossen am selben Abende bei der Kranken gefunden und ihn genöthigt, das Zimmer der Hofdame zu verlassen.“

„Und was folgerst Du aus alledem?“ fragte Prinzess, sich gewaltsam beherrschend.

Derb und frivol, der Schminke überdrüssig, rief der Prinz aus:

„Daß die Schöne mit ihrem glänzenden Verehrer durchgegangen ist.“

Prinzess erwiederte kein Wort, wandte sich mit einer entlassenden Neigung des Kopfes Petow zu und sagte:

„Ich werde Sie benachrichtigen, Graf Petow, wenn ich später Ihrer bedarf.“

Ohne die Lippen geöffnet zu haben, seit Prinzess erschienen, zog Petow sich zurück.

„Ich habe wenige Worte mit Dir allein zu sprechen,“ sagte Prinzess dann langsam und bedächtig, während man die Pulse an ihrem schlanke Hals

pochen sehen konnte und ihre Augen kalt und hell wie bläuliches Eis schimmerten.

„Fasse Dich kurz, ich habe keine Zeit,“ stieß der Prinz hervor.

„Es sind nur wenige Worte: Ich verbiete Dir, in meiner Gegenwart Rosens Ehre zu verdächtigen.“

Sie hatte wie vorher langsam und überlegt gesprochen, der Prinz stieß ein häßliches, gezwungenes Lachen aus.

„Du verbietest — das ist neu! Und Du machst ihre Sache zu der Deinen?“

„Dazu hätte ich Veranlassung genug, es ist mir aber außerdem ein widerwärtiges Schauspiel, Dich, von gemeiner Rachgier getrieben, bis zur Lüge erniedrigt zu sehen.“

Alle Emotionen, die sich in des Prinzen Brust gestaut hatten, lösten sich in schraubender Wuth gegen die Gattin. Er sprang auf sie zu und packte ihren Arm, als wollte er ihn zerbrechen.

„Das wagst Du — Du — mir zu bieten?“ zischte er heiser. Sie hatte ein Stück von der Garnitur ihres Schreibtisches, gegen den sie sich lehnte, in der Hand, ein Falzbein aus Schildpatt. Ohne sich zu bewegen, sah sie ihm in's Gesicht und fragte ruhig:

„Nun? Willst Du, daß ich um Hülfe rufen oder mich in ein Handgefecht mit Dir einlassen soll?“

Er ließ ihren Arm fahren, offenbar beschämt, nahm aber das ziemlich große, starke Falzbein aus ihrer Hand und brach es mitten durch.

Sie zuckte verächtlich mit den Achseln, ergriff ein Lineal von gleichem Material wie das Falzbein, brach es ohne Anstrengung ebenfalls entzwei und sagte:

„Solche Kunststücke sind nicht schwer, nur etwas kostspielig. Damit imponirst Du mir nicht, und die Zeiten, wo ich mich Deiner geistigen und moralischen Ueberlegenheit beugte, sind vorüber. Mit dem Glauben an Dich schwand auch mein Respekt vor Dir. Daß ich nicht der Gegenstand mitleidiger Geringschätzung, das Opfer Deines Verrathes wurde, verdanke ich dem jungen, reinen Mädchen, das Deinen Haß auf sich lud, weil es Deine Liebe verschmähte, das Du verfolgst, weil Du Dich von ihm verachtet weißt. Das ist niedrig von Dir, und so will ich Dich nicht sehen, wenn ich auch allen sonstigen Illusionen lange entsagt habe.“

Es lag trotz ihrer Verachtung und ihrer kalten Resignation etwas in Stimme und Worten, welches nicht damit harmonirte und den Zorn des Prinzen dämpfte.

„Du hast bisher nur der passiven Verdienste Deiner Freundin Erwähnung gethan, möchtest Du Dich nicht auch jener anderen erinnern, bei welchen das Fräulein vom Haff aktiv theilhaftig war, ich meine ihre Vermittlung bei nicht ganz gefahrlosen Unternehmungen Deinerseits, bei dem Umgang mit Personen, die, sonst nicht zulässig, der Prinzessin Amalie von K. aber interessant genug waren, um sich den Genuß ihrer Gesellschaft durch Hinterthüren und Schleichwege zu ermöglichen.“

„Ich sprach in Rosens Zimmer einmal und zwar zufällig die Tänzerin Bellarina, die mir einen Dienst erwiesen hatte.“

„Und den Chevalier von Fesca, der Dir wahrscheinlich auch Dienste zu erweisen das Glück hatte.“

„Allerdings hatte er Gelegenheit dazu, obgleich ich ihn nicht bei Rose traf und ihn so wenig als diese selbst kannte oder beachtete.“

Gräfin Keil ließ sich melden.

„Ich habe sie rufen lassen,“ erklärte der Prinz, „um auch ihre Meinung zu hören, die Angelegenheit gehört in das Ressort der Oberhofmeisterin.“

Er befahl, die Dame hereinzuführen.

Mit einem Gesicht, leer wie ein unbeschriebenes Blatt, trat Gräfin Keil ein. Der Prinz fragte kurz:

„Sie wissen, um was es sich handelt?“

„Graf Petow orientirte mich über den vorliegenden Fall, Eure Hoheit,“ erwiderte die Oberhofmeisterin so unentwegt, als ob es von einer Hofceremonie die Rede sei.

„Ihre Ansicht?“

„Es ist sehr schwer, Eure Hoheit, sich eine Ansicht über Vorkommnisse zu bilden, die ganz außerhalb unserer Begriffswelt liegen.“

„Sie erfuhren von der auffallenden Annäherung des Fürsten Scherikoff?“

„Ich hörte auch davon durch den Grafen Petow, Eure Hoheit.“

„Unter Erwägung verschiedener Beobachtungen war Petow der Meinung, daß der Fürst mit unserer schönen Rose das Weite gesucht habe.“

„Achim!“ rief warnend Prinzess Amalie.

Die Oberhofmeisterin intervenirte wohlwollend in verbindlicher Glätte:

„Ich möchte mir erlauben, unterthänigst zu bemerken, daß Fürst Scherikoff mir gestern bei einem zufälligen Begegnen im Salon der Frau von der Brinken mittheilte, er ginge mit dem Nachtzug über Brüssel nach Paris, und daß es für eine offizielle Persönlichkeit, wie Fürst Scherikoff, doch sehr mal-

adroit wäre, eine Hofdame aus dem königlichen Schloß in Berlin zu entführen.“

„Theilten Sie ihm etwa mit, daß Rose am Abend zu gleicher Zeit abreiste?“ fragte Prinzess.

„O!“ wehrte die Oberhofmeisterin verlezt, „ich bitte Eure Hoheit unterthänigst, mir eine solche Indiskretion nicht zuzutrauen. Uebrigens will ich den Herrschaften nichts vorenthalten, was zur Orientirung irgendwie beitragen könnte. Zufällig erfuhr ich, daß Fräulein vom Haff vorgestern Morgen einen Brief von Herrn von Wulbradt erhalten und ihre Antwort nach Brüssel adressirt hat. Dieser Brief ist, wie ich genau weiß, nicht durch die Hände ihrer Bedienung befördert worden.“

„Seit wann steht die Korrespondenz meiner Hofdame unter Kontrolle, Gräfin Keil?“ fragte Prinzess Amalie hochfahrend.

Ein boshaftes Zucken der Mundwinkel begleitete die harmlose Antwort der Gräfin:

„Ich glaubte schon bemerkt zu haben, daß mich ein Zufall damit bekannt machte, Eure Hoheit, erlaube mir durchaus keine Kombination, wollte nur besser Befähigten und Berufenen Alles zur Disposition stellen, was ich erfahren.“

Der Prinz nickte beistimmend und sagte:

„Die Nachricht ist für mich von Werth, denn sie beweist mir, daß Wulbradt das Schweigen, welches er von mir und Betow erbat, dem Fräulein vom Haff gegenüber selber nicht gewahrt hat. Wenn sie nach Brüssel und en secret schrieb, so ist sie offenbar au fait seiner Pläne gewesen. Ich danke Ihnen, Gräfin. Haben Sie sonst noch etwas entdeckt, das Licht in dieses Labyrinth wirft, vielleicht bei Ihrem Besuch der sogenannten Kranken, so reden Sie — unbehindert.“

„Eure Hoheit, ich habe allerdings noch etwas erfahren, fürchte aber, daß die Entdeckung kein Licht in das Dunkel wirft, vielleicht aber eine Komplizirung der Schuld enthält, jedenfalls eine Unwahrheit, durch welche Fräulein vom Haff meinem Verdachte vorzubeugen versuchte. Doch bitte ich, mich gnädigst von der Wiederholung zu dispensiren, wenn Eure Hoheit es erläßlich finden.“

Natürlich fand der Prinz es nicht erläßlich, auch Prinzeß wünschte die Anklageakte genau kennen zu lernen, um die Angeschuldigte wirksamer vertheidigen zu können.

„Ich hielt der jungen Dame das Unpassende ihres Betragens bei verschiedenen Veranlassungen vor und erwähnte dabei der auffälligen Besuche des Chevalier



von Jesca. Da erklärte mir Fräulein vom Haff toute ingénument, nicht der Gegenstand jener Schuldigungen zu sein, sondern nur — wie soll ich mich nur ausdrücken —

Sie stockte, Prinzess lauschte gespannt und der Prinz fiel scharf ein:

„Die Empfängerin und Bewahrerin kostbaren Vertrauens — geniren Sie sich nicht, diesen Rechtfertigungsversuch auszusprechen.“

„Es ist sehr schwer, so vermessenen Gedanken Worte zu geben,“ und mit dem glatten Fluß der folgenden Worte das Gegentheil ihrer Versicherung beweisend, fuhr sie fort: „Fräulein vom Haff erzählte mir also, daß der Chevalier sie mit Liebeserklärungen verfolge und sie mit Aufträgen bestürme, die Ihre Hoheit die Prinzessin Amalie zum Gegenstand hätten, und daß er von dem Fräulein vom Haff nur eine Protektion seiner verbrecherischen Leidenschaft erhoffe.“

Der Prinz wußte, was kommen würde und fixirte seine Gemahlin scharf. Die ahnungslose Prinzess empfing die Beleidigung wie einen Schlag in das Gesicht, sie zuckte darüber zusammen und rief empört:

„Wie können Sie es wagen, Gräfin Keil —“

„Du vergißt, daß die Gräfin auf meinen Befehl

referirt," erklärte der Prinz gehalten, Prinzess Amalie aber, in Scham und Entrüstung erglühend, hatte jede Beherrschung vergessen, drohend rief sie der Gräfin zu:

„Das war eine Lüge! Sagen Sie, Gräfin, daß es eine Lüge war — — —“

Die Oberhofmeisterin blickte in der Richtung nach der Prinzess, in der That aber an ihr vorüber in's Leere, drehte an ihrer Uhrkette und sprach aus ihrem kalten Gesicht mit dem verbindlichsten Ton:

„Natürlich, ganz selbstverständlich! Eure Hoheit werden sich gnädigst erinnern, daß ich nur unter solcher Verwahrung der Sache Erwähnung thun konnte. Wie Seine Hoheit es sehr treffend zu bezeichnen beliebten: Ein Rettungsversuch der Aermsten, ein Verzweiflungscoup, an welchem der Chevalier keinen Theil hatte.“

„Sa wohl," ergänzte der Prinz hoheitsvoll, „es erschüttert die Prinzess auch nur so besonders, weil sie bis zu diesem Augenblick an die treue Ergebenheit dieser Freundin glaubte. Ich werde noch das Weitere mit der Prinzess überlegen, halten Sie sich gütigst bereit, Prinzess dankt Ihnen vorläufig.“

Die Oberhofmeisterin zog sich zurück. Sie hatte ihre Trümpfe ausgespielt, nicht allein aus Lust an

der Intrigue. Am Hofe des Großherzogs von K. war man dem präsumtiven Thronfolger abgeneigt. Jeder der vertrockneten Selbstlinge wußte, daß mit dem Regierungswechsel auch seine eigene Rolle ausgespielt sein mußte, in dem neuen Element regten sich bereits fremde, ihnen feindliche Kräfte. Als solch' eine heterogene, sich üppig entfaltende Kraft erschien ihnen auch die schöne Rose gefährlich; nach dieser Richtung hin freilich völlig überschätzt oder nicht verstanden. Sonderbarerweise war diesen Großen des kleinen Reiches auch die unbedeutende, kleine Prinzessin ein Dorn im Auge, sie repräsentirte keine Macht, war kaum ebenbürtig, verlangte nichts, und man erhob sich über sie und gewährte ihrer Stellung nur widerwillig die nöthigen égards. Man empfand den mariage mesquin als eine Beleidigung für das Vaterland. Daß die Oberhofmeisterin der Großherzogin bei dieser simplen Prinzessin Hofdamendienst thun mußte, erschwerte diese Beleidigung.

Nachdem die Oberhofmeisterin den Salon verlassen hatte, herrschte Schweigen in demselben. Prinzessin Amalie war an das Fenster getreten und blickte in den grauen Wintertag hinaus, der Prinz ging auf und nieder, den kleinen Raum mit großen Schritten messend.

„Amalie!“ rief er plötzlich mit unterdrückter Heftigkeit seine Gemahlin an.

Sie blickte sich fragend, kalt nach ihm um.

Prinz Joachim war Meister der Form, da sie aber nicht der Ausfluß edler Gesinnung, sondern ein Resultat schauspielerischer Gewandtheit war, so konnte es ihm passiren, daß sie ihm abhanden kam. Dann trat der Kern seiner Natur hervor und wirkte sehr unschön.

So fragte er plötzlich in ungeschminfter Wuth und Grobheit:

„In welchen Beziehungen stehst Du zu diesem H . . . ., dem sogenannten Chevalier von Tesca?“

Prinzeß antwortete nicht, maß ihn mit dem Ausdruck scheuer Befremdung und wandte sich ab, wie von etwas Widerwärtigem berührt.

„Sieh' mich an, wenn ich mit Dir spreche,“ herrschte er sie an, „und antworte mir!“

Langsam kehrten ihre Augen zu ihm zurück, sie wandte dem Licht den Rücken und er konnte nicht sehen, daß diese hellen Augen, die ihn wie funkelndes Eis geblendet hatten, in milderem Glanze schimmerten. Prinzeß Amalie sagte leise und warnend:

„Ich möchte Dir diese letzte Sünde sparen, Achim,

die einzige, welche ich Dir nicht vergeben könnte, die ihr Urtheil in sich selbst trägt.“

„Du spielst mit Deiner Existenz!“ zischte er zwischen den Zähnen hervor.

„Meine Existenz!“ wiederholte Prinzess Amalie bitter. „Was war denn meine Existenz an Deiner Seite? Als Fürstin existirte ich nicht, als Weib führte ich die Existenz einer Sklavin, Du kannst also nur noch meine Existenz als Mensch bedrohen.“

„Ich werde Dich nach J. zu Deinem Vater zurückschicken.“

„Das wirst Du nicht thun,“ antwortete Prinzess ruhig, „sondern mir die Achtung zollen, welche ich als Dein rechtschaffenes Weib und als Fürstin von Dir fordere. Verstehe mich nicht falsch, auf ein Glück an Deiner Seite rechne ich schon lange nicht mehr, der Entwürdigung, welche die Heiligkeit der Ehe zu einem Konkubinat entstellt, habe ich mich entzogen, aber ich will meine Stellung und meine Ehre auch nach außen gewahrt wissen. Wenn ich das Martyrium einer Scheinehe für eine kurze Zeit noch tragen kann, so sollst Du es auch, ich verlange es als einzige Entschädigung für die heiligen, Dir geopfert Güter Leibes und der Seele. Dein Unrecht begann damit, daß Du Dir ein Weib nahmst, welches

Du nicht liebtest, dem Du von vornherein verwehrt hast, sich in Deinem Herzen und in Deiner Achtung einen Platz zu erringen. Mein ganzes Unrecht hingegen bestand darin, Dir in blinder Demuth zu sehr vertraut zu haben. Ich habe Dich überschätzt, wie Du mich unterschätzt hast. Laß uns vor der Welt diese Fehler bessern, ohne Leidenschaft, in ruhiger Ueberlegung, soweit als möglich die verschobenen Verhältnisse zurechtziehen, einander Achtung und Geltung beweisen und dann in Frieden und in Ehren auseinandergehen, um nicht das ganze Leben einem Irrthum zu opfern.“

Im Prinzen hatte sich unter diesen Worten eine Verwandlung vollzogen. Er war an den Tisch getreten, auf welchem noch die zerbrochene Schildpattgarnitur lag. Mechanisch hatte er zwei der Stücke erfaßt und aneinandergesetzt. Es wollte sich nicht mehr fügen, es fehlten Splitter dazwischen, er suchte darnach, fand einen kleinen Span, drückte ihn in den Bruch und hielt nun das Ganze zusammen — es fiel auseinander, und er warf es ungeduldig fort und sagte:

„Ein unheilbarer Bruch, wie es scheint.“

Prinzeß hatte sein Thun beobachtet und sprach träumerisch weiter:

„Uns fesselt nichts Gemeinschaftliches, kein gemeinames Band an ein unschuldiges drittes Leben, dem wir Rechenschaft schuldig wären, keine einzige süße, ungetrübte Erinnerung, keine Sympathie, nicht einmal die Liebe für das Land, dem wir zu eigen bestimmt wurden. Dir war es gleichgültig, bis Du vor wenigen Jahren zu seinem dereinstigen Herrscher erwählt wurdest. Ich bin ein fremdes, in den Stamm gepropftes Reis, welches sich mit dem Blut des Stammes nicht hat verbinden können. Ueberlege Dir meine Worte und gib mir später Antwort. Jetzt erfordert unsere Pflicht, einer Andern gerecht zu werden, einem Mädchen, die mir nie Veranlassung gab, an ihr zu zweifeln.“

„Nicht?“ fragte der Prinz voll Hohn, „und Herr von Fesca?“

„Nenne mir den Namen dieses Menschen nicht wieder, wenn Du Dir noch eine Empfindung bewahrt hast für Frauenwürde und Stolz; erwarte etwaige Aufklärungen von Herrn von Bulbradt, der ganz der Mann darnach ist, solchen Buben nicht zu viel Ehre und doch die nöthige Beachtung zu erweisen. — Ich schlage Dir vor, Dich an den Vormund Rosens zu wenden, vielleicht flüchtete sie dorthin. Sie war krank an Leib und Seele, ein un-

bessern Schritt wäre bei ihrer Jugend möglich, ein unehrenhafter nie.“

„Gut, wir verständigen uns wohl kaum über diesen Punkt, die Zeit wird entscheiden. Ich will Deinen Wünschen indeß nachkommen.“

Er blickte sie an unter den dunklen Wimpern hervor mit dem gewissen faszinirenden Blick, hob die Hand und verließ das Boudoir, in dem er die denkwürdigste Unterredung seines Lebens gehabt. Sie gab ihm viel zu denken und daher kam es wohl, daß er, der viel verloren, sich eigentlich nicht ärmer vorkam.

War dieß Mädchen, das ihn in Liebe und Haß so viel beschäftigt und gereizt hatte, wirklich vor ihm geflüchtet? Dieser Verlust schmerzte ihn eigentlich wenig, und die Verantwortung? Bah, wer würde sie von ihm fordern? Mochte die Thörin ihren Weg gehen! Warum führte man siebzehnjährige Kinder in eine Stellung, in welcher sie Frauenrechte und Freiheit genossen, ohne reif dafür zu sein!

Er hatte aber noch mehr verloren! Seine Ueberlegenheit, seine Unantastbarkeit war ihm aberkannt, seine Herrschaft ihm gekündigt worden und von wem? Von einem kleinen, zarten Weibe, das, kaum von



ihm beachtet, bisher vor seinem Blick gezittert hatte, und dieß Weib, sein Eigenthum, hatte er auch verloren, in demselben Augenblick, als er es anerkennen, ja bewundern lernte.

Selbst sein Zorn, diese freigebige Quelle, die seinen Despotismus speiste, war verstiegt.

Des Seltsamsten wurde er sich aber nicht bewußt, es interessirte ihn nämlich, das Szepter in der Hand der kleinen Frau zu sehen! Er war vielleicht doch nur zum Tyrannen erzogen, nicht geboren.

Es sollte also nach ihrem Willen — sie hatte ihn positiv genug ausgesprochen — der Welt eine Komödie gegeben werden, „die glücklichen Gatten“. An ihm hatte es gelegen, dieß zur Wahrheit zu machen, er hatte es nicht verstanden, und nun sollte es zu spät sein. Er erinnerte sich des zerbrochenen Schildpattstabes. Leimen und kitten war seine Sache nicht, und es hatte Splitter gegeben, die sich kaum ergänzen ließen. Sie kannte die Freiheiten, welche er seinem Herzen gestattet, aber sie liebte ihn nicht, darum kränkte es sie auch nicht. Doch mit welcher Stimme hatte sie ihn gewarnt vor der letzten Sünde, die sie nicht vergeben würde, jene anderen konnte sie also vergeben! Vor dieser letzten Sünde, die ihr Urtheil in sich trug, wie die Sünde gegen den heiligen

Geist, wollte sie ihn schützen, warum? Aus Erbarmen? Um sich selbst oder ihm die Erinnerung nicht damit zu beschweren? Um eine Versöhnung nicht ganz auszuschließen?

Er war nahe daran gewesen, den heiligen Schutzengel der Ehe, auch seiner mißgeborenen Ehe, die Keuschheit, die ewige Jungfräulichkeit jeder reinen weiblichen Seele, zu beschmutzen, und Prinz Joachim schämte sich, auch nur eine Sekunde an der Lauterkeit seiner Frau gezweifelt zu haben. Das Resumé war: er hatte viel verloren!

Auf dem Kothurn mußte es doch aber recht langweilig gewesen sein, denn er freute sich des angekündigten Spieles, wobei er sich wie ein gewöhnlicher Sterblicher mit seiner Frau in Macht und Ansehen theilen sollte.

---

## Zwanzigstes Kapitel.

---

Der Telegraph fragte an diesem und den folgenden Tagen, von dem Hofmarschallamt des Prinzen Joachim in Thätigkeit gesetzt, lebhaft nach Westen und Norden, leider ohne befriedigende Antworten zu erhalten. Man hatte nach Kolfshagen, das heißt nach der nächstgelegenen Station telegraphirt und angefragt, ob Fräulein Rose vom Haff dort angekommen. Die Antwort lautete:

„Nein, ihre Ankunft ist mir auch nicht gemeldet; erbitte sofort Aufklärung.

Kolf, Baron von Lemming.“

Ihm war geantwortet worden:

„Fräulein vom Haff auf der Rückreise nach K. dort nicht angekommen. Jungfer mit Gepäck mit dem gleichen Abendzuge am . . . ten abgegangen, ohne die Dame in K. eingetroffen.

Graf Petow.“

Dann war der Oberstallmeister auf dem Westbahnhof gewesen, um, wie er sich frivol ausdrückte, verloren gegangenes Gut zu reklamiren. Es war wenig dabei herausgekommen. Er hatte nur erfahren, daß ein russischer Herr den Platz im Damen-coupé habe usurpiren wollen, aber auf das energische Verlangen einer Dame schon auf der nächsten Station das Coupé habe verlassen müssen. Diese Auskunft hatte ihm übrigens der Lakai Rosens verschafft durch Hinundherfragen unter dem Dienstpersonal. Nach K. hatte man auch Depeschen gewechselt, stets auf dieselbe Frage die gleiche Antwort: „Bisher nicht eingetroffen.“

Es war sämmtlicher Dienerschaft Schweigen anbefohlen. Frau von der Brinken, die sich am Morgen nach der Abreise Rosens bei ihr melden lassen wollte, erfuhr nur, daß Fräulein vom Haß ihrer Gesundheit halber nach K. zurückgekehrt sei. Prinzess Amalie war in zitternder Aufregung, sie schrieb mehrere Briefe nach K., hatte aber so bald keine Antwort zu erwarten. Der Prinz forcirte eine Unbefangenheit, die ihm Niemand glaubte, und die Gräfin und Petow warteten in boshafter Ruhe der Dinge, welche kommen würden.

So standen die Angelegenheiten, als am Abend

des dritten Tages nach dem Verschwinden der Hofdame Wulbradt von seiner Exkursion heimkehrte. Er hatte seine Aufgabe gelöst, aber ihn ekelte vor der Gemeinheit, mit welcher er zu thun gehabt, und sein junges Gesicht war ernster als je.

Die Untergebenen des Lieutenant von Wulbradt waren an eine Unterhaltung mit ihrem Herrn nicht gewöhnt, er fragte weder, noch liebte er unerbetene Mittheilungen, auf kurze Befehle und kurze Antworten beschränkte sich der Verkehr, so sehr die Bediensteten auch auf Theilnahme und Wohlwollen rechnen konnten, wenn es nöthig war.

Als er Abends nach zehn Uhr in seine Schloßwohnung zurückkehrte, war es zu spät, um sich bei Rose melden oder sich nach ihrem Befinden erkundigen zu lassen, er mußte sich mit dem trügerischen Bewußtsein trösten, dem geliebten Mädchen wieder räumlich näher gerückt zu sein. Am nächsten Morgen meldete er sich in früher Stunde beim Prinzen zum Vortrag und traf in dem Vorzimmer mit dem Grafen Petow zusammen, welcher eben die Posttasche dem Kammerdiener abgenommen hatte und mehrere Briefe in der Hand musterte.

„Hier ist auch etwas für Sie.“

Mit diesen Worten reichte der Graf einen Brief

mit Trauerrand an Wulbradt. Dieser betrachtete ihn genau. Der Brief war anfänglich nach Brüssel adressirt, Hotel royal, aber nicht mit der Post dorthin gelangt. Dagegen zeigte er den Poststempel „Brüssel“ als Aufgabeort und von fremder Hand eine Berichtigung der Adresse: „Berlin, königliches Schloß.“

Es war Wulbradt nicht möglich, den Brief in Petow's Gegenwart zu öffnen, er steckte ihn in die Brusttasche seines Waffenrockes.

Mit Petow wechselte er nur wenige Worte betreffs seiner Ankunft, dann wurden Beide in das Arbeitszimmer des Prinzen befohlen.

„Willkommen, Wulbradt!“ begrüßte der hohe Herr seinen Adjutanten mit Verlegenheit bergender Hast, „ich hörte schon gestern Abend von Ihrer Ankunft — nur aus Rücksicht auf die muthmaßliche Reiseermüdung unterließ ich es, Sie noch am späten Abend zu zitiren. Die Sache drängt, wie Sie wissen werden.“

Mit dem Prinzen verhielt es sich anders als mit dem jungen preußischen Offizier, bei dem hohen Herrn bewahrheitete sich das bekannte Sprüchwort, daß es keinen großen Mann vor seinem Kammerdiener gibt. Der Prinz liebte es, sich von dem Kammerdiener

Konversation machen und allerlei Klatsch zutragen zu lassen. Er wußte also schon, daß Herr von Bulbradt noch nicht nach Rose gefragt, auch nicht oben gewesen sei und wahrscheinlich über das Vorgesallene noch nichts erfahren habe, wenn nicht etwa ein direkter Zusammenhang zwischen Beiden stattgefunden. Vorsichtig und mißtrauisch, wie der Prinz war, wollte er abwarten und aufmerksam eine mögliche Blöße benutzen.

Bulbradt antwortete auf die Ansprache des Prinzen einfach:

„Die Angelegenheit ist durch eine schriftliche Erklärung des Baron von Fesca erledigt, mit der ich mich begnügen mußte, da dieser Herr nicht satisfaktionsfähig ist.“

„Ist seine Erklärung denn glaubwürdig?“ fragte der Prinz.

„Ich bin im Besitz von zwei Schriftstücken, aus denen die Qualität dieses Herrn bis zum Ueberfluß erhellt.“

Der Prinz war nicht zufrieden.

„Unbegreiflich, wie sich die Gemeinheit an eine Dame in so bevorzugter Stellung herantwagen konnte, es bleibt immer etwas hängen!“

„So wenig als am Sonnenstrahl, den die

schmutzige Lache nur trübe widerspiegeln kann," antwortete Wulbradt.

Der Prinz winkte ab.

„Nun, wir werden ja sehen. Ein Einblick in die Schriftstücke ist doch wohl gestattet?“

„Erlauben Eure Hoheit mir den nöthigen kurzen Bericht. Die Wohnung des Herrn von Tesca war durch Vermittlung der Gesandtschaft leicht gefunden, doch traf ich den Herrn nicht in seiner Behausung, sondern nach einigen vergeblichen Versuchen in einem Café restaurant. Da dieß für die beabsichtigte Unterredung nicht der geeignete Ort war, ließ ich mir eine Stunde für den folgenden Tag nennen, in der ich ihn zu Hause finden würde. Kurz vor dieser bezeichneten Stunde erhielt ich ein Schreiben“ — Wulbradt zog ein Couvert aus der Tasche und entfaltete einen Briefbogen mit auffallendem Wappen in buntem Druck, derselben Art wie das Papier, welches Frau Bemme zu ihrem Bittgesuch benutzt hatte — „gestatten Eure Hoheit, daß ich den Inhalt vorlese:

„Mein Herr! Im Begriff, eine unvorhergesehene größere Geschäftsreise anzutreten, lese ich in der „Indépendance Belge“ den Tod des Grafen Erbshoe, und es erhellt mir ein möglicher Zusammen-



hang zwischen diesem bedauerlichen fait und den von Ihnen angestrebten renseignements. Graf Erdszhoë ist — pardon — war ein soit disant guter Bekannter von mir — der Rest war leider etwas dunkel gefärbt, und ich glaube, daß seine Abberufung in das ewige Nichts ihm selber ganz à propos kam.

„Eh bien — zur Sache. Ich habe die scheußliche Angewohnheit, aus der Schule zu schwätzen, sowie ich ein paar Gläser getrunken habe, ich kehre dann sozusagen das Futter heraus, wie ein umgekremelter Handschuh. Scheußlich auf Ehre! Erdszhoë haranguirte mich, erlaubte sich, meinen ziemlich allgemein bekannten succès beim sogenannten schönen Geschlecht anzuzweifeln. Ein Jeder hat seine Achillesferse, j'avoue franchement que c'était le mien. Kleine Deilladen werden von Jedermann bemerkt, und es ist noch Niemandem verargt worden, mit den freundlich blinzelnden Sternen zu kokettiren. Möglich, daß Namen, hohe Namen, genannt wurden, je ne m'en souviens plus, es wurde viel Stoff verbraucht; wenn irgend etwas Mißzudeutendes für gewisse hochverehrte Personen mit untergelaufen sein sollte, so würde Graf Petow, welcher zugegen war, ja selbstverständlich sofort die Lanze hochgenommen haben. — Damit ist

eigentlich Alles gesagt. Den hehren Sternen meine Anbetung, mais — Sie werden mir zugestehen —  
q'à n'empêche pas les sentiments! Man hat die Sterne — bon — und man braucht eine Nachtlampe — voilà!

„Erdschhoe ist — mon dieu — war also ein Querellant, der seine Nase in Alles stecken mußte; er ruhte nicht eher, als bis ich ihm die Erlaubniß gab, eine meiner kleinen Freundinnen, Mad. Milly, en passant ein pikanter Kobold, bei ihrer nächsten Visite zu observiren.

„Malheureusement begegnete er dabei einer hochverehrten Dame, deren Samariterweg zufällig vor derselben Thüre mündete. Ob Erdschhoe, der sich zu kurze Zeit in der Metropole befand, um Crème und Bodensatz der Gesellschaft kennen gelernt zu haben, das formidable Pech hatte, eine Verwechslung zu begehen, weiß ich nicht. Geschah es, so hat er den Wechsel mit seinem Leben honorirt, und die Sache ist abgethan. Es soll mich freuen, wenn ich mit obiger Reminiscenz Ihnen dienen konnte. Gestatten Sie und so weiter und so weiter

Votre très dévoué  
Egon, Chevalier de Fesca,  
Baron de Raboli.“

„Kein ungeschickter Schachzug,“ sagte der Prinz, Petow anblickend, „er deckt sich mit Ihrer Person! Lassen Sie uns hören, was Sie dagegen einzuwenden haben.“

Petow war während der Vorlesung dieses Extrakts von Unverschämtheit und schlauer Gemeinheit sehr roth geworden, er antwortete mit hochgezogenen Augenbrauen, wodurch er sein „pour-tant“ gern markirte: „Ich habe nichts gehört, wie ich schon die Ehre hatte, Eurer Hoheit zu versichern.“

„Da wäre also der Beweis erbracht, den der Chevalier verlangt, und wir müssen uns wohl oder übel zufrieden geben,“ bemerkte der Prinz.

Wulbradt nahm das Wort, ohne Erregung, ernst und geschäftsmäßig:

„Diese Winkelzüge genügten mir nicht, ich verlangte ein unumwundenes Geständniß der Wahrheit, Auf die Nebenumstände kommt es ja nicht an, genug, ich erhielt dieß Eingeständniß“ — er entfaltete einen einfachen Bogen in Dienstformat, wie ihn der Adjutant in seiner Mappe führt. „Hier ist es. Gestatten mir Eure Hoheit, auch dieß Schriftstück vorzulesen.“

Ohne die Antwort abzuwarten, begann er:

„Ich bekenne hiemit, den Namen des Fräulein vom Haff, Hofdame Ihrer Hoheit der Prinzessin Amalie von X., gemißbraucht zu haben, um den Grafen Erdschhoe, den Bankier Meyer und den Grafen Petow zu mystifiziren.“

Bei dieser Stelle blickte Wulbradt über den Rand des Bogens den Oberstallmeister an, der sich achselzuckend abwendete. Wulbradt fuhr in seiner Lektüre fort:

„Ich erkläre meine Behauptungen in Betreff des Fräulein vom Haff den genannten Herren gegenüber für unwahr und von mir erfunden. Zugleich gestehe ich, die Portière Bemme (Puttkamerstraße 12 a), welche von dem Fräulein vom Haff Wohlthaten genoß, veranlaßt zu haben, sich den Besuch der Dame zu erbitten, angeblich um die Sehnsucht ihres kranken Kindes zu befriedigen. Tag und Stunde wurden bezeichnet, so daß ich, auf die Wohlthätigkeit des Fräulein vom Haff spekulirend, ihr Erscheinen zu unehrenhaften, von mir unterschobenen, lügenhaften Zwecken mißdeuten konnte.

„Graf Erdschhoe und der Bankier Meyer, Beide von mir avertirt, beobachteten den Ein- und Austritt der Dame, ich selbst habe Fräulein vom Haff weder gesehen noch gesprochen.

„Dieß bescheinigt auf Verlangen des Herrn von  
Wulbradt der Wahrheit gemäß mit eigener Unterschrift  
Egon von Fesca.

Scheveningen, den . . . .“

„Um Gottes willen!“ rief der Prinz erschrocken,  
„wie war es möglich gewesen, dem Menschen eine  
solche Erklärung zu entreißen, das ist ja ein mora-  
lischer Selbstmord!“

„Es wurde ihm nicht leicht,“ antwortete Wul-  
bradt, „ich diktirte ihm die Worte in die Feder,  
nachdem ich den Sachverhalt erfahren.“

Betow suchte seine Verlegenheit mit Spott zu  
decken und sagte:

„Daher die Veränderung des Stils neben der  
des Inhalts!“

Der Prinz nahm das Schriftstück aus der Hand  
seines Adjutanten, blickte kopfschüttelnd hinein und  
fragte:

„Durch welche Mittel erreichten Sie dieß Re-  
sultat?“

Ein Zug von Ueberdruß und Gkel machte sich  
in dem Gesicht Wulbradt's bemerkbar.

„Wenn Eure Hoheit gestatten,“ sagte er ernst,  
„so möchte ich den Rest mit Stillschweigen übergehen.“

„Nein, nein,“ rief der Prinz animirt, „Sie dürfen uns nichts vorenthalten, es ist der reine Sport.“

„Eine Jagd auf niederes Raubzeug,“ schaltete der Adjutant ein und gab trocken und kurz folgenden Auszug:

„Ich taxirte den Herrn, der mir mit seinem Brief einen Stein in den Weg geworfen zu haben meinte, auf der Flucht nach England, folgte seiner Spur trotz falschen Namens und stellte ihn in Scheveningen. Da ich ihn genau rekonoszirt, er aber die Vorsicht verabsäumt hatte, sich einzuschließen, konnte ich unangemeldet bei ihm eintreten. Er war an einem Tisch mit Sichten von Papieren beschäftigt. Auf das Geräusch wandte er sich um, erkannte mich sofort, wurde blaß und griff nach einem Revolver, der ihm zur Hand lag. Ich war vorbereitet, befahl ihm, das Ding fortzuwerfen, und zeigte ihm meinen Stock. Er gehorchte und nahm meine kurze Erklärung, daß ich seine schriftliche Mittheilung für eine erbärmliche Ausflucht hielte, stumm entgegen. Auf seine Frage, was ich von ihm begehre, forderte ich ein bündiges Geständniß der Wahrheit, mit dem ich mich zufrieden geben wolle. Er hatte nicht einmal mehr Nerv genug, um aufzufahren, wand sich in neuen Ausflüchten, konnte aber seine beabsichtigten

Fanfaronnaden kaum über die bebenden Lippen bringen. Endlich — wie ein überführter Feigling, wie der arme Sünder mit dem Strick am Halse, beichtete er mir, das heißt ich preßte ihm das Geständniß aus dem gelben, angstschweißbedeckten Gesicht. Nachdem ich den mündlichen Bericht empfangen, zwang ich ihn, denselben nach meinem Diktat niederzuschreiben. Das ist Alles.“

Es folgte Schweigen. Der Prinz und Petow fühlten das Nahen eines kritischen Augenblicks, Wulbradt steckte die beiden Schriftstücke ein und sagte dann:

„Ich werde diese Papiere aufbewahren, ersuche Eure Hoheit, die Sache für beendet anzusehen und auch nachträglich nicht zur Kenntniß des Fräulein vom Haff gelangen zu lassen. Es wäre dieß eine unnütze Grausamkeit.“

„Da Sie diese ganze Angelegenheit eigenmächtig betrieben haben,“ antwortete der Prinz, „so dürfen Sie ja auch wohl ferner die Parole ausgeben. Vorläufig wird Niemand in die Gefahr kommen, eine Indiskretion zu begehen — Sie sind von dem Ereigniß unterrichtet?“

Ein Gefühl von Eiseskälte beschlich das warme Herz, auf welchem Rosens Brief ruhte, und der Blick gespannter Erwartung bedurfte der Worte nicht.

Prinz Joachim wandte sich mit leichtem Vorwurf an den Oberstallmeister:

„Ich konnte wohl erwarten, ihn orientirt zu finden, sagen Sie ihm nun, Petow — sagen Sie ihm, was hier geschehen.“

Der also Vorgeschobene folgte der Aufforderung ohne Zögern.

„Das Fräulein vom Haff ist auf Befehl Seiner Hoheit —“

„Auf Wunsch des Arztes,“ verbesserte der Prinz. „Am ... ten, Abends,“ fuhr Petow fort, „von hier nach K. abgereist.“

„Da sie eben die erforderliche Pflege und Aufsicht hier nicht genießen konnte,“ ergänzte der Prinz.

Bulbradt blickte von Einem zum Andern, sein Schweigen restaurirte die Unbefangenheit Petow's, der mit einem Anstrich von Schadenfreude weiter rapportirte:

„Der Reiseplan des Fräulein vom Haff muß aber eine Aenderung erlitten haben, wenigstens ist Fräulein Rose in K. nicht eingetroffen. Ihre Jungfer kam mit dem Gepäck allein dort an und wußte keine Auskunft über den Verbleib ihrer Dame zu geben.“

Bulbradt zu verwirren hielt schwer, er dachte klar und scharf, übersah schnell und war stets dis-



positionsfähig, bei der eben empfangenen Nachricht aber faßte ihn ein Schwindel und er blieb sekundenlang sprachlos.

Betow nutzte diese Ueberraschung aus und meinte hämisch:

„Vielleicht löst der Brief aus Brüssel das Räthsel, welches uns seit Tagen in Aufregung hält.“

Ohne eine Sylbe der Erwiederung zog Wulbradt den Brief aus der Brusttasche, riß das Couvert ab und las die kurzen Zeilen, welche Rose an dem Abende, als man sie aus dem Bett in den Salon zwang, geschrieben.

Der Brief enthielt keine Aufklärung, er sprach aber von einem schweren Wege, der vor ihr lag; die Deutung blieb dem Lesenden überlassen.

In dem nächsten Augenblick schon konzentrirte sich Wulbradt's Aufmerksamkeit und Energie auf den rechten Fleck. Seine blauen Augen bohrten sich in des Prinzen Antlitz und er fragte lakonisch:

„Was ging der Abreise voraus?“

Man gab ihm einen ungefähren Bericht von dem Fest im Schloß und den stattgehabten Vorfällen. Die Kenntniß der Personen und Verhältnisse ersetzte Wulbradt das Fehlende und stellte die Thatsachen in das rechte Licht.

„Welche Schritte sind zur Auffindung des Fräulein vom Haff gethan worden?“ war die nächste kurze Frage.

Betow verbreitete sich ausführlich über diesen Punkt.

Noch war kein überflüssiges Wort über die Lippen des jungen Offiziers gekommen; nachdem er Betow's Bericht vernommen hatte, entragen sich langsam und schwer die Worte: „Hier ist ein Unglück geschehen!“ seiner Brust. Dann trat er dem Prinzen um einen Schritt näher und setzte hinzu:

„Sie werden zu verantworten haben, was hier geschah!“

„Vor wem, wenn ich fragen darf?“ warf der Prinz hochmüthig hin.

„Wenn Niemand sonst Sie zur Rechenschaft zieht, so werde ich es thun.“

„Mit welchem Rechte?“

„Darüber werde ich mich zur Zeit ausweisen, vorläufig gebe ich mir die Ehre, zu melden, daß ich sofort allerhöchsten Orts um meine Abberufung von dem gegenwärtigen Kommando einkommen werde. Bis zur Entscheidung ersuche ich Eure Hoheit um Urlaub.“

Eine Weile gestikulirte der Prinz mit Hand und

Augen, er pointirte scharf, das ganze Resultat waren aber nur die Worte:

„Sie sind entlassen.“

Militärisch grüßend verließ der Offizier das Zimmer. Petow sah ihm mit boshaftem Triumph nach. Die Wendung, welche die Angelegenheit nahm, war dem Oberstallmeister Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs von K. nicht unangenehm, er sympathisirte weder mit dem Prinzen Joachim, noch mit dem preußischen Offizier.

Der Prinz fragte in flammender Entrüstung:

„Was meinen Sie zu diesem Auftritt, Petow?“

Mit verächtlichem Achselzucken antwortete der Oberstallmeister:

„So sind nun einmal diese preußischen Herren Offiziere! Ich habe Eure Hoheit in Ihrer Vorliebe begriffen. Jeder dieser arroganten Gardelieutenants hält sein Offizierspatent für ebenso wichtig als den Fürstentitel Eurer Hoheit, und die Aussicht auf eine Schwadron oder Kompagnie wahrscheinlich für werthvoller, als die Erbberchtigung auf die Krone von K. Und nun gar dieß stiernackige Geschlecht der norddeutschen Junker, zu denen dieß rothige Bébé gehört! Man sagt, jeder französische Soldat trage den Marschallsstab im Tornister, die blonden

Sunker spielen schon in der Wiege damit. Selbst ihre berühmte Unterthanentreue ist Hochmuth. Es dünkt sich ja Jeder vornehm genug, die Krone selber zu tragen, der er dient. Ihre Zurückhaltung ist Dünkel, und wohin diese Selbstüberschätzung führt, nun — das werden wir ja wohl noch erleben.“

Betow hatte noch niemals seinem Preußenhaß in Gegenwart des Prinzen so zügellos Ausdruck gegeben. Prinz Joachim war zwar anderer Meinung, augenblicklich aber verzehrte der Zorn seine bessere Ueberzeugung und er ließ willig sein Ohr dem eifersüchtigen Haß des Kleindeutschen.

Wulbradt hatte sofort nach Paris an den Fürsten Scherikoff unter Adresse der russischen Gesandtschaft telegraphirt:

„Was wissen Sie über das Schicksal der Dame, die am ...ten von Berlin nach K. in Ihrer Begleitung abreiste? Wo befindet sich dieselbe gegenwärtig? Erbitten Sie sofort Antwort.

von Wulbradt.“

Es kam umgehend die Antwort:

„Ich weiß nichts, reise mit dem Kurierzug sofort ab und bin in vierundzwanzig Stunden bei Ihnen.  
Scherikoff.“

Das Nächste war, daß Wulbradt schriftlich bei

seinem Kommandeur um Ablösung seines Kommandos und Rücktritt in das Gardedragoneregiment einkam. Dann begab er sich mit den genau zusammengefaßten Daten und Fakten des mysteriösen Vorfalles zu dem Polizeipräsidenten, der sich sogleich unter Zusicherung strengster Diskretion zu den nöthigen Recherchen auf der Bahnstrecke zwischen Berlin und K. bereit erklärte.

Auch auf dem Bahnhof war Bulbradt gewesen, ohne etwas Beachtenswerthes erfahren zu haben. Ehe er weitere Schritte unternahm, mußte er Scherikoff's Ankunft erwarten. Dieß geduldige Abwarten, die Unthätigkeit in Gesellschaft der nagenden Sorge und der qualvoll arbeitenden Phantasie schienen ihm das Schwerste.

Unendlich oft durchlas er den Brief Rosens, bemühte sich, zwischen den Zeilen zu lesen, und konnte doch nichts Anderes herausdeuteln, als daß sie mit frankem Körper und wunder Seele allein bleiben, allein handeln wollte und aus übergroßem Zartgefühl seine Hand verschmähte. In diesem Zustand hatte die erbarmungslose Grausamkeit sie hinausgestoßen. So weit die Thatsachen, alles Andere Hypothesen. An der furchtbaren Ueberzeugung, daß ihr ein Unglück widerfahren, hielt er aber fest. Welcher Art dieses sei, darüber wechselten in seiner Verzweiflung die furchtbarsten Vorstellungen.

Wulbradt hoffte auch auf die Ankunft des Vormundes, Herrn von Lemming's, von welchem keine fernere Nachricht eingetroffen war. Der Tag dehnte sich zu unerträglicher Länge. Am Nachmittag ertrug er die Einsamkeit seines Zimmers nicht mehr. Er begab sich zu Tepling, dessen Angelegenheit in den Händen des Ehrenrathes lag, der aber wieder Dienst that.

Wulbradt theilte dem Kameraden das Resultat seines Zusammentreffens mit dem Baron von Tesca mit und empfing zu seiner Beruhigung die Versicherung, daß man im Publikum Rosens Namen nicht mit dem Duell in Verbindung gebracht hätte. Der einzig Wissende außer den Sekundanten sei Herr Meyer, der sich merkwürdig taktvoll und diskret gezeigt habe.

Tepling erfuhr von Wulbradt nur noch, daß Fräulein vom Haff nach K. zurückgekehrt und leidend sei. Der lange Lieutenant zeigte bei dieser Nachricht eine sehr enttäuschte Miene und schien eine Mittheilung auf der Zunge zu wägen, Wulbradt war aber zu sehr belastet, um es zu bemerken.

Am nächsten Morgen nach schlafloser Nacht empfing Wulbradt den Fürsten auf dem Bahnhof. Sobald er den Adjutanten erblickte, sprang Scherikoff

aus dem Coupé auf ihn zu und rief ihm ohne Begrüßung in großer Aufregung entgegen:

„Was ist geschehen — wo ist sie?“

Wulbradt zog den Erregten aus der Menschenflut an eine einsamere Stelle, wo er ihm das Nöthigste mittheilte.

„Bis jetzt fehlt jede Nachricht. Wo trennten Sie sich von ihr?“

„Trennen!“ wiederholte der Russe außer sich, „lieber Freund, ich wurde ja gleich von Anfang entfernt! Sie wollte absolut in dem Damencoupé fahren! Eine vornehme franke Dame — zweiter Klasse mit Krethi und Plethi! Wenn ich das hätte ahnen können, so würde ich das ganze Coupé genommen haben! Die preußischen Beamten sind so halsstarrig und schwerfällig! Das Coupé war leer, ich sagte dem Kerl, daß ich alle Plätze bezahlen würde, er forderte seine Billette, ich hatte nur zwei, irgend ein altes Weib kam hinzu, machte Skandal und ich mußte auf der nächsten Station hinaus, der Kerl drohte, mich zu verklagen! Was war zu machen? Ich schäumte, mußte mich aber fügen. Nachdem ich das Coupé verlassen, sprach ich die letzten Worte mit Fräulein Rose am Fenster, sie klagte über große Müdigkeit und mußte später wohl eingeschlafen sein, denn bei

der nächsten Haltestelle zeigte sich nur das alte Weib, welches auf meine Frage nach der leidenden jungen Dame, ohne zu antworten, das Fenster schloß. Später wurde mir dasselbe gar nicht mehr geöffnet. In Kreienfen verließ ich den Zug, um meinen Weg nach Brüssel zu nehmen. Haben Sie den Brief von dort erhalten?“

„Ich erhielt einen Brief von Fräulein vom Haff aus Brüssel, der von Berlin datirt war.“

„Freilich,“ erklärte der Fürst, „sie wagte es nicht, ihre Korrespondenz der Dienerschaft anzuvertrauen, ich versprach ihr, den Brief zu expediren, und dachte Ihnen denselben persönlich zu übergeben, traf Sie aber nicht mehr in Brüssel. Sie waren abgereist, so konnte ich den Brief nur nach Berlin rückadressiren.“

Die Lösung des Briefräthfels war sehr einfach, und die angedeutete Spur erwies sich als falsch; Wulbradt hatte wohlgethan, ihr nicht sogleich nachzugehen.

Scherikoff wünschte das Personal des Bahnhofes persönlich zu befragen und verließ seinen Gefährten, um quer über die zum Rangiren der Züge bestimmten Schienen einem Beamten nachzugehen, in welchem er den Schaffner zu erkennen glaubte, welcher ihn damals aus dem Coupé gewiesen hatte.



Der Mann sah sich um und rief dem Fürsten zu:

„Verbotener Weg, mein Herr!“

Scherikoff hatte den Beamten aber schon erreicht und redete ihn auf die frühere Begegnung an, bekam aber nur eine wiederholte Ermahnung mit dem Zusatz zur Antwort:

„Ich hätte viel zu thun, wenn ich mir alle Gesichter merken wollte.“

Erst nachdem der Fürst von dem Geldstück sprach, welches der Schaffner damals ausgeschlagen, faßte ihn der Beamte scharf in's Auge und sagte:

„So, das waren Sie also! Bestechungsversuch eines Beamten im Dienste! Seien Sie froh, wenn ich Sie nicht wiedererkenne.“

„Ich bin der Fürst Scherikoff aus Petersburg,“ begann der Russe in hochmüthiger Zuversicht. Der Mann wehrte mit der Hand.

„Seien Sie, wer Sie wollen, das ist mir gleichgültig, Herr! Ich kenne mein Dienstreglement, und das gilt für Alle. Nun machen Sie sich gefälligst fort, die Passage ist dem Publikum verboten.“

Mit einem Fluch, dessen Deutlichkeit nur wenig durch die russische Sprache beeinträchtigt wurde, folgte der Fürst dem Befehl, und es zeugte von großer Selbstüberwindung, daß er noch einmal versuchte,

den Mann auf die junge Dame zum Reden zu bringen, die ihn genug interessirte, um ihretwillen eine weitere Abfertigung zu riskiren. Sie blieb nicht aus.

„Ich habe keine Zeit zu unnützem Geschwätz,“ sagte der Mann im Weitergehen, blieb aber mit der Hand an der Mütze wie ein Soldat stehen, als Wulbradt sich ihm näherte. Dieser hatte von dem Gespräch Einiges vernommen und redete den Beamten an:

„Sie haben bei den Zieten'schen Husaren gestanden?“

„Zu Befehl!“

„Waren Unteroffizier bei der zweiten Eskadron unter Major von der Goltz?“

„Zu Befehl!“

„Ihren Namen wußte ich nie, erinnere mich aber Ihrer Person,“ fuhr Wulbradt fort. „Sie ritten in der alten Remonte die Circe, die immer in den Ecken scheute, nicht wahr?“

„Zu Befehl, Herr Lieutenant!“ erwiederte der Mann mit einem humoristischen Zwinkern in den Augen.

Wulbradt sprach weiter: „Ich war als Kadet in den Ferien bei meinem Onkel, dem Major Goltz, und begleitete ihn immer in den Dienst.“

In dem härtigen Antlitz des Mannes leuchtete es warm auf.

„Zu Befehl, Herr Lieutenant. Jetzt erkenne ich Sie auch. Sie sind der kleine, krausköpfige Junker, der auf jeden Gaul stieg und der Reihe nach alle Pferde des Majors versuchen mußte. Ich habe immer gesagt, der kleine blonde Junker gibt einmal einen forschen Offizier, und wie freue ich mich, daß ich Sie nun so stattlich wiedersehe! Womit kann ich dem Herrn Lieutenant dienen?“

„Sie können mir vielleicht einen großen Dienst erweisen,“ sagte Wulbradt in seiner ruhigen Weise. „Eine junge, franke Dame, das einzige Kind eines kürzlich im Dienst verstorbenen höheren Offiziers, befand sich am vergangenen Sonnabend auf dem Nachtzug, der von hier nach K. abging. Diese Dame nahm in dem nämlichen Coupé Platz, aus welchem Sie einen Herrn entfernten, kam aber in K. nicht an, und es fehlt bis jetzt jede Auskunft über ihren Verbleib.“

„Der Herr dort, ein russischer Fürst, wie er sagt, begleitete also die Dame?“ fragte der Beamte mit erwachendem Verständniß und mißtrauischem Blick auf den seitwärts stehenden Fürsten.

Wulbradt sagte ernst und bestimmt:

„Der General war in Sorge um die Kranke und wollte zu ihrer Hülfe in der Nähe bleiben, Sie handelten nach Ihrer Dienstpflicht, indem Sie den Herrn aus dem Damencoupé wiesen. Jetzt erfüllen Sie aber eine Menschenpflicht, wenn Sie sich jedes Umstandes auf jener Fahrt zu erinnern suchen und zur Auffindung einer vielleicht Verunglückten behülflich sind.“

Der Beamte blickte aufmerksam in das ernste Gesicht vor ihm und schüttelte dann den Kopf.

„Wenn ein Unglück passirt wäre, so wüßte man das längst, darüber können der Herr Lieutenant ganz ruhig sein, und verloren kann ein Mensch auf der Eisenbahn auch nicht gehen, obgleich man für Ablieferung der lebenden Eisenbahngüter nicht verantwortlich ist.“

„Der Polizeipräsident hat bereits Ordre gegeben, auf der ganzen Strecke Nachforschung zu halten,“ begann Wulbradt von Neuem.

Scherikoff war hinzugetreten, der Schaffner rief: „Ach, gehen Sie, Herr Lieutenant, mit der Polizei! Die Schutzleute und das ganze Korps — na, das kennen wir! Schicken Sie ein Streifkorps Zieten'sche aus, dann wär's gleich gemacht. Ich bin man bloß einer davon, aber ich finde Ihnen die Spur.“

„Das stände von Ihnen auch zu erwarten,“ fiel der Fürst ein, „Sie haben die Dame gesehen und müssen doch auch schließlich wissen, bis zu welchem Ort die Dame mit auf dem Zug war.“

Die ganze Physiognomie des Mannes veränderte sich, sowie er mit dem Fürsten sprach.

„Das verstehen Sie nicht,“ sagte er mißachtend. „Ich habe mir die Passagiere nicht anzusehen, sondern meine Billette zu zählen. Die Dame habe ich auch nicht betrachtet, bin auch gar nicht auf der ganzen Strecke im Dienst gewesen, sondern, wie das in der Ordnung ist, von einem Kameraden an betreffender Stelle abgelöst worden.“

Er wandte sich wieder an Bulbradt:

„Sehen Sie, Herr Lieutenant, es kommt da Mancherlei vor, aber man ist das so gewohnt, daß man sich's nicht merkt. Jenesmal aber war mit dem Damencoupé der Teiwel los, und ich erinnere mich, daß mein Kamerad, der den Wagen von mir übernahm, nachher sagte, mit der Wirthschaft da drin wäre es noch eine Weile weiter gegangen.“

„Theilen Sie uns Alles, die unbedeutendste Kleinigkeit mit, ich wiege Ihnen jede Nachricht mit Gold auf,“ rief Scherikoff dem Manne zu und suchte das Interesse zu steigern, indem er seine Börse zog.

„Dießmal braucht es Ihr Gewissen nicht zu beschweren, wenn Sie mit einer russischen Zulage Ihr mageres Gehalt verbessern.“

„Behalten Sie Ihr russisches Geld,“ antwortete der Beamte finster, „mein Gehalt reicht hin, mich redlich zu nähren, mehr braucht's nicht. Wenn ich in dieser Sache dienen kann, so thue ich es mit Freuden, aber nicht für Geld, sondern des Herrn Lieutenants wegen und aus Interesse für die Waise eines braven preußischen Offiziers. Ich habe mir die Treppen verdient, und wenn ich auch den alten Rock nicht mehr trage, so denke und fühle ich doch noch wie ehemals und rechne mich dazu, das ist, was man bei uns zu Lande Korpsgeist nennt.“

Nach dieser Abschweifung erzählte er, daß auf der zweiten Haltestelle hinter Berlin im letzten Augenblick eine sehr laute Gesellschaft junger Leute das Damencoupé aufgerissen und eine weibliche Person wie einen Ballen laut lachend hineingeschoben oder vielmehr geworfen hätten.

„Sehen Sie,“ fuhr der Mann fort, „ich würde mir das vielleicht gar nicht so gemerkt haben, wenn diese Gesellschaft und auch die Dame, welche dazu gehörte, nicht Juden und betrunken gewesen wären. Wenn mir das Volk auch sonst ziemlich verleidet

ist, so hatte ich doch bisher noch nie einen betrunkenen Juden gesehen und nun gar am Schabbes und ein Frauenzimmer in der stark bekneipten Gesellschaft — das fiel mir mächtig auf. Mein Kamerad aber sagte mir, daß diese Jüdin viel Wirthschaft in dem Coupé gemacht und die anderen Damen beschäftigt habe. Sie hatte sich auch eines Theils ihrer Kleider entledigt, und als sie nach drei oder vier Stationen aussteigen mußte, da konnte sie kaum hinauskommen. Mantel, Kleider, Schuhe und dergleichen mußten ihr nachgeworfen werden, und sie soll wie eine Blödsinnige inmitten ihrer Bagage dagestanden haben, als der Zug an ihr vorbeifuhr. Nun will ich Ihnen durch meinen Kollegen den Ort genau bezeichnen, an welchem diese auffallende Person in so bemerkenswerther Art den Zug verließ. Ueber die übrigen Damen im Coupé werden Sie von ihr am besten Nachricht bekommen können, sie ist meilenweit mit den anderen gefahren und hat, wie gesagt, alle beschäftigt.“

„Wie soll man eine Person finden, deren Namen man nicht einmal kennt?“ warf der Russe verächtlich hin; die Weitschweifigkeit flößte ihm noch weniger Vertrauen ein, als die anfängliche Grobheit.

„So viel ich verstanden habe,“ erklärte der Mann,

„Ist diese Jüdin an dem Ort, wo sie ausstieg, zu Hause und als Schönfärberin dort bekannt.“

„Es ist immerhin eine Spur und zwar die einzige, folgen wir ihr, da wir nichts Besseres wissen,“ entschied Wulbradt.

Der Name der schönfärbenden Jüdin war übrigens nicht zu erfahren, weil sich der Kamerad, von welchem der ehemalige Husar seine Nachricht hatte, auf einer Fahrt befand. Aber den Namen des Ortes, an welchem die Person ausgestiegen, brachte der Bieten'sche als geringen Ausweis, mit dem die Herren die schwache Fährte verfolgen wollten.

Der Zug nach B., jener betreffenden kleinen Station, sollte um zehn Uhr dreißig Minuten abgehen.

Fürst Scherikoff hatte gerade Zeit, vorher zu frühstücken, er war noch nüchtern, hatte sich ohne Kammerdiener auf die Reise begeben und, wie er Wulbradt erzählte, als einziges Gepäck seinen Pelz und sein Portefeuille mitgenommen.

Als sie in das Restaurationszimmer traten, verließ eben ein großer Herr in Bibernütze und dito Pelzfragen das Lokal durch eine andere Thür.

„Wer das wohl sein mag?“ sagte Scherikoff, dem Herrn nachblickend, „ich habe den Mann mehr-



mals auf dieser letzten Fahrt gesehen, er war draußen, sowie der Zug hielt, wechselte die Coupés öfter und fuhr bei Tagesanbruch mit dem Betriebspersonal. Es muß ein inspizirender Beamter sein.“

Wulbradt hatte ihn nicht beachtet, ehe er jedoch das Restaurationszimmer verließ, kam der Zieten'sche sehr eilig noch einmal an ihn heran und theilte ihm mit, daß ein Herr in Biberpelz und Mütze ebenfalls nach einer verschwundenen jungen Dame auf der letzten Fahrt geforscht habe. Er selbst habe ihn leider nicht gesprochen. Wulbradt wurde aufmerksam. Das konnte nur Herr von Lemming, der Vormund Rosens, sein. Wulbradt bedauerte sehr, den Fremden nicht beachtet zu haben.

Der Fürst ließ sich einen Cognak reichen, mit dem er das qualitativ ungenügende Frühstück hinabspülte, und dann begaben sich Beide in den Zug, der nach B. abging. Dort angekommen, zeigte sich's, daß der Ort selbst, ein kleines Städtchen, noch eine halbe Stunde von der Station entfernt lag und weder Omnibus noch sonstige Beförderungsmittel besaß. Sie gingen also durch den tiefen Schnee, der Weg und Feld egalisirte, zu Fuß dem kleinen Häuserkomplex entgegen, der vor ihnen auf kahler Fläche wie vom Schnee zusammengeweht lag. Auf

der Station war nicht viel zu erfahren gewesen, von einer Schönfärberin wußte man nichts, der „verrückten Person“ vom vergangenen Sonnabend erinnerte man sich indeß, es fand sich sogar ein rothbaumwollenes Cache-nez vor, in dessen einer Ecke sich die sonderbare Inschrift zeigte: „Seraph. Quirl. gegründet 1830“. Bewaffnet mit dieser Trophäe, erreichten die beiden Herren den kleinen Ort. Der Fürst war unter seinem mächtigen Pelz „vollkommen gar gedämpft“, wie er behauptete. Um sich nicht zu erkälten, wagte er den russischen Bobel nicht zu lüften, erlag aber beinahe seiner Last und sah so roth und gedunsen daraus hervor, als ob ihn jeden Augenblick der Schlag rühren könne.

Wulbradt fühlte sich durch Militärpaletot und Mütze vor der Kälte genugsam geschützt; ohne Anstrengung, blaß wie immer und energisch ausschreitend, ging er dem athemlosen Russen voraus.

„Sie haben einen Schritt wie ein Infanterist,“ murkte der Fürst hinter ihm drein, „sollten doch auch in Fußpromenaden derart nicht besondere Uebung haben. Verdammter Weg, kann mitten in Sibirien nicht ärger sein.“

Nach zwanzig Minuten war eine dem Städtchen vorgeschobene Kneipe erreicht.

Hier machten sie Halt und zogen Erkundigungen ein. Der Wirth kam den vornehmen Gästen mit großer Dienstbeflissenheit entgegen und konnte auch reichliche Auskunft über die gesuchte Jüdin geben.

Der „Seraph“ entpuppte sich zu einer Seraphine Quirlein und war gar nicht Israelitin. Sie mochte vielleicht jüdischen Ursprungs sein, jetzt war sie konfessionslos, Spiritistin, Freigeist und nebenbei die Besitzerin einer Schönfärberei für Putzfedern.

Als die Herren nach der Fabrik fragten, lachte der Wirth sie an, die verrückte Person habe nie mehr als eine Kammer besessen, in welcher sie unter ihrem Hexenkram hauste, vor dem Hause hänge aber über einer rostigen Klingel ein Schild mit der gleichen Inschrift, als das rothbaumwollene Cache-nez zeigte.

Nach einem zweiten Cognak zeigte sich der Fürst wieder zuversichtlicher und vertröstete sogar den Wirth auf eine Mahlzeit nach erfolgreicher Expedition.

Das bezeichnete Haus war bald gefunden, es besaß eine Menge Einwohner, von denen sich der jüngere Theil trotz Schnee und Eis neugierig um die Fremden versammelte und sie in einem wahren Triumphzug nach der Hintertreppe führte. Hier hing das genannte Schild mit der vielsagenden Inschrift: „Seraph. Quirl. gegründet 1830“. Eine Glocke

wurde von dem rostigen Klingelzug nicht in Bewegung gesetzt, aber der verbogene Draht machte Lärm genug in der defekten Mauer, und das halbe Duzend frierender Kinder behauptete im Chor:

„Aufmachen duht se doch nich.“

Und sie schienen Recht zu behalten. Oben mündete die Treppe auf eine Thür, an welcher sich ein Guckloch befand. Dieß war durch einen Schieber innen geschlossen. Die Herren klopfen und die Kinder machten eine Art Katzenmusik dazu, indem sie kreischend und lachend sangen:

„Quirlein, mach' dich fein, laß dein Federnlesen,  
Deffne dein Guckfensterlein und saddle deinen Besen.  
Es kommt Besuch vom Rabenstein, dein Schatz ist dagewesen.“

Einige Klageöne hinter der verschlossenen Thür schienen den Kindern viel Freude zu machen, denn sie fingen mit vermehrtem Eifer und eine Quinte höher ihr Lied von vorne an, welches, wenn auch nicht für diesen Zweck improvisirt, so doch augenscheinlich der Dame von einem modernen Hans Sachs auf den Leib gemessen worden war.

Scherikoff warf ein paar Kernflüche unter die Bande und den nächststehenden Bengel die Treppe hinunter. Die Anderen folgten der Anweisung und

in der plötzlich eingetretenen Ruhe hörten beide Herren deutlich hinter der Thüre die ächzende Stimme sagen:

„Wann wird es nur endlich tagen unter dem blödsinnigen Geschlecht!“

Wulbradt forderte Eintritt.

Der Schieber wurde zurückgeschoben und ein Paar Gulenaugen musterten den Besuch.

„Diese Woche wird nur roth gefärbt,“ krächzte es durch die Oeffnung, „schwarz trocknet bei der Kälte zu schwer.“

„Wir wünschen Sie zu sprechen,“ sagte der Fürst ungeduldig.

„Ach du liebe Zeit, was kann das nützen! Ich verliere wenigstens zwölf Kubikfuß Wärme beim Oeffnen. Sie brauchen Namen und Farbe nur auf ein Zettelchen zu schreiben und mit den Federn hier durchzuschieben, ich klebe es an.“

„Aber wir wollen keine Federn färben lassen, sondern Sie in einer andern Angelegenheit sprechen,“ rief der Fürst ärgerlich.

„Ach du himmlischer Azur, was gibt es denn schon wieder? Ich weiß doch von nichts!“ lamentirte die Stimme hinter der Thür.

„Machen Sie auf, es ist eine Geschäftssache.“

„Ich treibe ein ehrliches Geschäft und bleibe darum arm, gegründet Anno Dreißig; bei mir ist nichts zu holen.“

„Zum Henker!“ rief Scherikoff, indem er an dem Schloß rüttelte, „Sie scheinen wenig Geschick zu haben, Ihre Verhältnisse aufzubessern, hier könnten Sie schnell ein Stück Geld verdienen.“

Seraphine Quirlein hatte ein Brettchen durch die Oeffnung geschoben, um die Bestellung in Empfang zu nehmen, der Fürst legte ein Goldstück darauf.

„Vielleicht öffnet uns mein Gold wenigstens diese vermaledeite Thür,“ sagte er dabei zu Wulbradt und forderte dann laut:

„Nun — ohne Federlesen — aufgemacht!“

Bei dem Worte „Federlesen“ wurde ein Richern unter der Treppe laut und der Chor von vorhin setzte ein:

„Quirlein, mach' dich fein, laß dein Federlesen!“

Es wurde ein Schlüssel von innen mehrmals umgedreht, ein paar Niegel zurückgeschoben und dann öffnete sich ein Spalt, der von einer Kette farg und vorsichtig bemessen war. Sowie die dahinter Befindliche aber die Uniform erblickte, that sie einen

großen Athemzug und ließ das letzte Hinderniß rasselnd fallen. Ein wahrer Höllebrodem schlug den Eintretenden entgegen und die Erscheinung, welche sich ihren erstaunten Blicken bot, paßte genau in die höllische Atmosphäre. Es war eine lange, schmale Gestalt, von einem mißfarbenen, vom Halse herabhängenden Rock umschlottert und mit einem Kopfe gekrönt, den das stumpfe, halblange Haar wie eine ausgekämmte Franse umgab. Darauf lag ein grauer Schleier und ein Paar großer, unruhiger Augen glühten darunter hervor. Die wehmüthig herabhängende Nase und heraufgezogenen Mundwinkel wirkten wie ein Fragezeichen in dem merkwürdigen Gesicht.

„Puh,“ rief der Fürst aus, „das ist ja eine infernalische Luft!“

„Du meine Güte!“ ächzte die Schönfärberin, „was wollen Sie? Man kann doch die theure Wärme nicht hinausfliegen lassen, und meine Chemikalien haben ihren berechtigten Duft. Es ist aber nichts Ungesundes darunter, sonst wäre ich bei meinem Nervenkopfschmerz schon lange daraufgegangen.“ Sie packte sich mit beiden Händen an den Kopf. „Machen Sie doch nur, daß Sie hereinkommen, der Zug fährt ja himmelblau durch die Thür und bringt Einem den Tod.“

Sie befanden sich in einem seltsamen Raum, der Küche, Schlafzimmer, Vorrathskammer und Laboratorium zu sein schien. Ein dampfender Kessel über einem qualmenden Torfffeuer, ein hochgethürmtes Bett, Geschirr aller Art, Lumpen an einer Schnur hängend, die quer durch die Stube ging, ein Tisch voll bunter Federn, ein paar feste Schränke und Kommoden, Sopha, Polsterstühle in krauser Zusammenstellung, Schmutz der Kitt. Der Seraph von 1830 ging an das einzige Fenster und prüfte das Goldstück.

„Russisches Geld,“ murmelte sie, „lange, lange her, daß ich keins in der Hand hatte.“

Scherikoff flüsterte unterdeß Bulbradt zu:

„Das ist eine polnische Jüdin, ich möchte meinen Kopf darauf lassen, mir ist die Sorte wohlbekannt.“ Laut fragte er in russischer Sprache: „Sie sind aus Russisch-Polen gebürtig?“

„Nein,“ antwortete die Person deutsch, „ich war nie in Polen, kenne das Land gar nicht. Mein Vater war ein spanischer Prinz, meine Mutter eine vornehme Dame, ich bin bestimmt, ein dunkles Familiengeheimniß zu hüten. Lassen Sie mich schweigen!“ Sie zog den Schleier tiefer in ihre Augen und fuhr fort:



„Was führt Sie zu mir, aus einer Welt, die mir einst nicht fremd war?“

„Elle est juive et comédienne,“ behauptete Scherikoff, „cela ne vaut pas la peine de perdre le temps avec cette bégueule.“

Bulbradt aber brachte sein Anliegen vor. Kaum gedachte er jener nächtlichen Fahrt, da zerriß die Person ihren Schleier, so daß die borstigen Haarfransen wie trockene Spreu auseinanderstoben. Sie befanden sich offenbar in einem Uebergangsstadium der Färbung, vielleicht wurden sie mit den Federn dieser Woche roth gefärbt, jetzt waren sie farblos wie Alles an der Person. Sie stöhnte und jammerte laut:

„O du grundelende Welt! Woran rühren Sie! Hätte ich Sie doch nicht hereingelassen! Vielleicht gehören Sie zu den Missethättern, die mir armen, unbescholtenen Person so übel mitgespielt haben. Das Medium hat mich betrogen, nicht die Geister, die lügen nie. — — O diese furchtbare Reise! Ein Mord! Eine Vergiftung! Fortgelockt, betrogen, bezogen, an den Geistern gefrevelt! Und halbtodt schoben sie mich in das Coupé, vergiftet kam ich hier wieder an. Wehe, wehe!“

„Kommen Sie, Bulbradt,“ hat Scherikoff, den

ein Schauer des Efels überlief, „ich versichere Sie, mir wird ganz schlecht in dieser Höhle.“

Ohne den Gefährten zu beachten, fragte Wulbradt:

„Führen Sie damals nicht in Begleitung einer jungen Dame, die auch leidend war?“

„Ob sie leidend war, weiß ich nicht, aber mitleidlos und hartherzig war sie, abgewandt hat sie sich, und ich saß ihr doch todtsterbenskrank gegenüber und bin von Geburt vielleicht mehr als sie. Aber die Andere, die Alte mit der Pelzhaube, hatte Theilnahme für mein Glend, mit Hofmannstropfen und Salmiakgeist griff sie mir unter die Arme. ‚Ich werde Ihnen ja so kostbar,‘ sagte ich. ‚Unsinn, das ist Menschenpflicht,‘ antwortete sie. Und zu der Andern sagte sie: ‚Der Gerechte erbarmt sich selbst seines Viehes, geschweige seiner Mitmenschen, die seinesgleichen sind.‘ Aber das rührte jenes hochmüthige Geschöpf nicht; die Alte öffnete meine Kleider und rieb mir den Nacken mit einer Essenz, ‚selbstgezogen,‘ sagte sie und erzählte, daß sie sieben Stiere und Böcke gekauft und schon einem kostbaren Stück Rindvieh mit der Essenz das Leben gerettet habe. Als sie aber hörte, daß mir von einem kleinen Glase Punsch so schlecht geworden, da schalt sie auf alle Punschextrakte, die eine Erfindung vom Modeteufel seien.“

„Wulbradt, ich halte es wahrhaftig nicht mehr aus, wie können Sie das unsinnige Geschwätz mitanhören!“ mahnte Scherikoff, der sich die Schweißtropfen von der Stirne wischte.

„Einen Augenblick,“ verlangte Wulbradt und fragte:

„Erfuhren Sie nicht, wohin die junge Dame reiste und wo sie aussteigen wollte?“

„Ach du meine Güte, ich hatte mit mir selber genug zu thun, und die Person sprach kein Wort, nicht einmal, als die andere Dame über ihren Hochmuth schalt. Wie der Zug in B. hielt, da war ich noch nicht einmal wieder in meine Kleider gekommen, und die Schaffner, diese rohen, gefühllosen Henkersknechte, rissen mich heraus, so wie ich da war, und die alte Dame warf mir meine Siebenfachen nach.“

„Es ist ein Tuch unten auf der Station liegen geblieben, welches Ihnen gehört,“ sagte Wulbradt, indem er das rothe Cache-nez präsentirte.

„Ach, sind Sie darum gekommen? Nein, wie gebildet! Das thut so wohl, mit feinesgleichen zu verkehren. Dieß Tuch ist übrigens eine kostbare Farbenprobe, ich habe endlich die alte, echte Purpurfarbe neu entdeckt, die lange verlorengegangene, wissen Sie, dieselbe; ach, wie war es doch?“

„Himmelelement,“ unterbrach Scherikoff in höchster Ungeduld die langstielige Entdeckungsgeschichte, „es kommt nicht darauf an, ob sie von Lydia, der Purpurfrämerin, oder von dem phönizischen Hirten stammt.“

„Nein, nein, es kommt nicht darauf an, schreien Sie nur nicht so,“ gab die spanische Prinzessin begütigend zu, indem sie sich ihren Kopf hielt, „es ging beim Aussteigen so wild her, und da habe ich es vergessen. Die gute Dame warf mir Alles nach, auch ein Tuch von sich selbst.“

„Kann ich das Tuch der Dame sehen, welches Ihnen nachgeworfen wurde?“ fragte Wulbradt aufmerksam.

„Gewiß, ja, aber es ist nichts Besonderes daran zu sehen, ein ganz gewöhnliches Taschentuch, sie hatte mir den Kopf damit gekühlt.“ Sie suchte in den Bündeln um sich her und zog endlich ein weißes Tuch hervor, welches sie Wulbradt reichte.

Dieser betrachtete es genau und sagte dann bestimmt:

„Dieß Tuch gehört der jungen Dame, die mit Ihnen fuhr, dem Fräulein vom Haff, ich kenne es.“

„Ach du theure Zeit,“ rief Seraphine Quirlein kläglich, „wie sollte es denn Der gehören, die legte keine Hand an mich, sondern saß wie eine Wachsfigur in ihrer Ecke!“

„Ueberlassen Sie mir das Tuch,“ forderte Wulbradt.

Die Gulenaugen glühten plötzlich auf, als ob ein geheimnißvolles Verständniß sie belebte, und der schmerzverzogene Mund spitzte sich zu vorsichtigem Flüstern:

„Wenn sie todt ist, die Sie meinen, und Sie wollen ihren Geist befragen, so kann ich Ihnen helfen! Ihr Geist muß mir gehorchen, wo er sich auch befindet, dreimal kann er sich mir verweigern, dann aber kann ich ihn heraufzwingen —“

Setzt fühlte sich auch Wulbradt so angewidert, daß er kurz abbrach:

„Genug, Sie irren! Ich will dieß Tuch der Eigenthümerin einfach zurückgeben. Ist es Ihnen von Werth, so bestimmen Sie einen Preis.“

„Hier,“ beeilte sich Scherikoff hinzuzusetzen, indem er, um den Handel abzuschließen, noch ein Goldstück hinreichte, „da haben Sie noch so einen Imperial zur Auffrischung Ihrer heimatlichen Erinnerungen, und nun kommen Sie endlich fort, Wulbradt, mich dürstet ordentlich nach Schnee und Eis.“

Seraphine Quirlein, die spanische Prinzessin mit dem dunklen Familiengeheimniß, nahm das Geld, obgleich sie eine Beleidigung in dem Geschenk witterte;

ehe jedoch der Kampf zwischen angeborener Habgier und angenommenem Stolz in ihr beendet war, hatten die beiden Herren die Hexenküche verlassen und hörten unmittelbar hinter sich Riegel und Kette rasseln.

Scherikoff schüttelte sich draußen, als ob er sich von dem Eindruck befreien wollte, und sagte empört:

„Der verwünschte Kerl von den Zieten'schen Husaren hat uns einen netten Streich gespielt. Zeit in Menge verloren und nichts gewonnen — ein weißes Tuch gegen ein rothes bei einer tollen Jüdin umgetauscht, wirklich ein sehr lohnendes Resultat.“

„Dieß Tuch beweist wenigstens, daß Fräulein vom Haff sich in B. noch auf dem Zuge befand, und aus der Erzählung der Närrin ist außerdem zu entnehmen, daß Fräulein Rose bis zur Apathie ermattet war,“ erwiederte Wulbradt.

Scherikoff behauptete:

„Ich glaube gar nicht, daß es das Tuch des armen, lieben Mädchens ist.“

„Es ist ihr Eigenthum,“ versicherte Wulbradt leise, „ich kenne diese gothischen Buchstaben mit der Krone darüber, ich sah sie oft.“

Der Wirth in der Kneipe hatte auf die Rückkehr der hohen Gäste gerechnet und sein Bestes gethan, um ein Diner zusammenzustellen. Wulbradt war in

sich gekehrt und gleichgültig gegen alle Genüsse, Scherikoff's Appetit hingegen wurde durch den Nummer nicht geschmälert, er lobte den vorzüglichen Bordeaux, schimpfte über die fette Bouillon und ärgerte sich über den Stumpfsinn des Gefährten. Er wollte einen Extrazug nehmen, als er hörte, daß noch drei Stunden vergehen sollten, ehe der nächste Zug zu benutzen sei, dann wollte er zu Schlitten nach Berlin fahren, Wolbradt's verständige Berechnungen machten ihm klar, daß Abwarten das Vortheilhafteste sei, und er fügte sich seufzend, indem er in sich hineinmurrte:

„Ja, ja, diese weiße Jugend! Mit kaltem Blut rechnet sich's leichter, aber — ich tausche nicht Herz gegen Kopf.“

Für die kurze Strecke nach der Station beschaffte der Fürst übrigens doch noch einen Schlitten, die frische Fahrt und die gute Cigarre besserten seine Stimmung, er schaute wieder hoffnungsvoller darein.

Wolbradt's Hoffnungen waren tief gesunken, der hatte mehr erwartet, als er sich vorher zugestanden, und litt namenlos unter den Bildern, welche die fanatische Närrin durch ihre letzten Worte heraufbeschworen.

„Wenn sie todt ist, die Sie meinen,“ es ging

ihm nicht aus dem Kopf. Sein Antlitz aber blieb still, es versteinte sich gleichsam unter der Gewalt seines Schmerzes.

In Berlin angekommen, fuhren Beide zuerst nach dem Polizeipräsidium. Herr von H. trat den Herren mit einem wahren Aktenstück von Depeschen entgegen. Er hatte von jeder Station Nachrichten eingefordert und keinerlei Aufklärung erhalten.

Scherikoff's Aufregung schlug in Zorn um. Konnte er nicht helfen, so wollte er rächen; er forderte Revanche für alle Unbill, welche die arme Rose erfahren, und wollte sie an Allen, besonders an Petow und dem Prinzen, rächen. Hierbei stieß er unerwartet auf einen Ausdruck von so kondensirter Härte und Bitterkeit in dem starren Gesicht des jungen blonden Adjutanten, daß er stutzte.

„Ein= für allemal, das ist meine Sache,“ hatte Bulbradt dabei gesagt, und Scherikoff erinnerte sich eines Briefes, den er in der Tasche trug, und suchte dort die Berechtigung für diese Worte.

Sie trennten sich, Scherikoff fuhr nach seiner kürzlich verlassenen Hotelwohnung, wohin er auch den Kammerdiener bestellt hatte, und Bulbradt nach dem Schloß.

Hier fand er Alles in Aufruhr. Sein Diener,



die beiden Kammerdiener der Herrschaften und endlich Petow in eigener Person kamen ihm entgegen. Bulbradt's Herz klopfte zum Zerspringen. Man fragte ihn gar nicht nach seinen Nachrichten, man brachte ihm Unerhörtes entgegen! Was war es aber? Herr von Lemming war dagewesen, ein Barbar, ein Urmensch, ein Teutone, dem nur die Keule in der Hand und das Bärenfell um die Schultern fehlte! Mit wahrhaft lapidarer Einfachheit war er in seinem Zorn gegen Petow und den Prinzen vorgegangen, so daß noch jetzt, nach mehreren Stunden, der ganze Hof wankte. Petow war darüber aus der Fassung gekommen, man sah ihm den Sturm an, der über ihn hingebraust. Er erzählte, dieser entsetzliche Urmähdler habe ihm die furchtbarsten Dinge in das Gesicht geschleudert, habe sich durch den Kammerdiener nicht abweisen lassen, sondern sei mit Keule und Bärenfell, das heißt in Pelz und Mütze, bis zum Prinzen vorgeedrungen. Da habe es eine entsetzliche Szene gegeben.

„Der Prinz hat mir nicht Alles gesagt, aber die Leute im Vorzimmer erzählen sich davon,“ fuhr Petow fort, „es übersteigt alles bisher Dagewesene! Können Sie es fassen, daß der Hirnverbrannte die Gffronterie hatte, Seine Hoheit den Prinzen

Joachim zu fordern, — einfach vor die Klinge zu fordern?“

Wulbradt nickte stumm, Petow war so alterirt, daß er ganz vergaß, mit wem er sprach, und daß er es mit einem Gegner zu thun hatte. Er fuhr, am ganzen Leibe bebend, fort:

„Dann hat er gedroht, die ganze Angelegenheit Seiner Majestät dem König vorzulegen. Denken Sie, dem König! Als preußischer Unterthan und Vormund eines vornehmen preußischen Edelfräuleins, deren Vater ein verdienter Offizier in der Armee Seiner Majestät gewesen, sagte er, werde er vor den Stufen des Thrones Rechenschaft fordern über das Verschwinden dieser seiner Mündel. Auf Befehl des Prinzen hatte ich diesem Wütherich bereits alle Eventualitäten mitgetheilt, die sich aus dem Betragen des Fräulein vom Haff ergeben hatten, wie zum Beispiel die Unhaltbarkeit ihrer Stellung hier, das Duell &c.; aber ich versichere Sie, es fehlte wenig, so würde mich dieser uncivilisirte Mensch mit der Faust niedergeschlagen haben.“

Wulbradt nickte wieder und fragte nur:

„Wo ist er?“

„Wo?“ schrie Petow außer sich. „Auf der Straße, auf der Treppe, im Schloßhof, überall, jede

Stunde führt ihn her, seit Sie fort sind. Man war keine Sekunde vor ihm sicher! Die Prinzessin kam hinzu, als er beim Prinzen war, und — sonderbarerweise — ist es ihr gelungen, den Wilden zu bändigen; sie hat ihm wenigstens das Versprechen abgenommen, Ihre Rückkehr abzuwarten, ehe er die Sache dem König zuträgt. Diese Drohung bringt den Prinzen außer sich. Sie wissen, wie ängstlich er Alles meidet, was am Berliner Hof Anstoß erregen könnte, und nun eine so unglaubliche, unerhörte Anklage, freilich aus der Luft gegriffen, aber was kann das für Aufsehen machen, wie viel Staub aufrühren!“

Petow war wie ausgewechselt, der feine Hofmann hatte einen solchen Choc erhalten, daß er in seinen Naturzustand zurückfiel, und dieser war Feigheit und Würdelosigkeit.

„Wollen Sie nicht zum Prinzen kommen? Was bringen Sie denn eigentlich für Nachricht?“ Damit schloß er seinen bebenden Bericht.

Wulbradt antwortete in umgekehrter Ordnung: „Meine Nachforschungen hatten keinen Erfolg, und ich werde hier in meinem Zimmer zuerst den Freiherrn abwarten.“

Für seine ungeduldige Spannung dauerte es

übrigens ziemlich lange, bis der Freiherr gemeldet wurde.

Endlich trat er ein — hastig, den Pelz geöffnet, das blonde Haar in feuchten Ringeln an Stirn und Schläfen gefleht, die Brust von tiefen Athemzügen gehoben und einen unaussprechlichen Ausdruck — weder an Zorn noch an Verzweiflung erinnernd, sondern eher etwas Weiches, ein Nachlassen der Anspannung, ein Athemschöpfen nach letzter Anstrengung in dem biedern Gesicht. So streckte er Wulbradt die Hand entgegen und sagte einfach:

„Geben Sie mir das Tuch — ich komme von Scherikoff — ich weiß Alles.“

Wulbradt sah ihn überrascht an — er war darauf nicht gefaßt gewesen — und reichte ihm stumm das Tuch.

Lemming that, wie Wulbradt früher gethan — er betrachtete das Tuch prüfend. Plötzlich drückte er es an sein Gesicht. Ein hartes, kurzes Aufschluchzen erklang dahinter, dann sank die Hand und Herr von Lemming sagte mit fester Stimme:

„Dieß Tuch weist uns den Weg — es ist nicht Rosens Eigenthum!“

---

## Einundzwanzigstes Kapitel.

---

Die Unglücksbotschaft hatte Herrn von Lemming unvorbereitet getroffen, nicht wie ein Blitz aus heiterem Himmel, sein Horizont war bewölkt, er erwartete keinen Sonnenschein für sich, aber er glaubte seinen Liebling wohl aufgehoben, in naturgemäßer Heilung des Herzwehs, in heiterer Umgebung, reicher Abwechslung inmitten eines ihm fremden Lebens. Er hatte sein Verlangen, sie wiederzusehen, immer wieder bezwungen, denn er wollte durch sein Erscheinen das Heilen der Wunde nicht erschweren. Rose verschwieg ihrem besten Freunde ebenfalls aus zarter Scheu die allmälige Wandlung, die ihr Leben erfahren, und so fand er keinerlei Erklärung für die Unglücksnachricht; Angst und Sorge, die ihre Geierskrallen so plötzlich in sein Herz schlugen, kamen aus dem Dunkel und wiesen in's Leere. Die einzige Aufklärung, welche sie gaben, lag in der bitteren

Neue über das eigene Verhalten. Warum hatte er sich nicht durch den Augenschein überzeugt, wie sie unter den fremden Menschen lebte! Nach der zweiten Depesche machte Lemming sich auf den Weg nach X. Obgleich er es für nutzlos hielt, durchforschte er auch auf diesem Wege jede Station nach der Verschwindenen.

In X. begab er sich zuerst nach dem Palais des Prinzen Joachim. Der Haushofmeister berichtete, was er wußte, legte die mit dem Grafen Betow gewechselten Depeschen vor und antwortete, als der Freiherr die Jungfer Rosens zu sprechen verlangte, daß dieselbe eben in das großherzogliche Schloß zur Gräfin Lory gerufen worden sei. Um keine Zeit zu verlieren, begab sich Herr von Lemming dorthin. Fräulein Lina war soeben von der Hofdame entlassen und fühlte sich noch ganz verwirrt von den Kreuz- und Querfragen derselben. Ihre Impertinenz hatte ihr bei dem Verhör wenig geholfen. Die schöne Gräfin durchschaute sie, noch ehe sie sprach, und wußte die Wahrheit aus dem Beiwerk zu lösen und Fräulein Lina sagen zu machen, was diese eigentlich nicht sagen wollte. Dabei hatte die Gräfin im Bette gelegen, mit dem Hündchen gespielt und Bonbons genascht. Und nun kam Fräulein Lina aus dem Regen

unter die Traufe. Herr von Lemming sah so furchtbar streng und drohend aus, als ob er sie allein für das Verschwinden seiner Mündel verantwortlich machen wollte. Sie spielte die Gefränkte und wiederholte dann mit Genugthuung die Geschichte von ihrer Ausweisung aus dem Damencoupé durch den Fürsten Scherikoff und dessen eigenmächtiges Eindringen in dasselbe.

Aber Herr von Lemming erfuhr auch von Fräulein Lina, daß Rose seit Tagen krank gewesen, auf Befehl des Prinzen urplötzlich das Bett habe verlassen und im Salon erscheinen müssen. Auch daß an demselben Abend irgend etwas Besonderes vorgefallen sein müsse, wornach der Prinz ihre Dame am nächsten Abend nach K. zurückgeschickt habe, deutete die gekränkte Jungfer an. Bei Gräfin Vory hatte Fräulein Lina über diesen Punkt sogar etwas mehr erzählt, als sie eigentlich wußte.

Während Rolf noch im Jungferzimmer der Gräfin Verhör abhielt, wurde ihm plötzlich eine Botschaft von der schönen Hofdame.

„Die gnädigste Gräfin,“ bestellte die Jungfer der Dame, „ließen den Herrn Baron ersuchen, auf einige Minuten zu ihr zu kommen. Die Gräfin sei freilich krank und läge zu Bett, doch sei dieselbe in

Rücksicht auf die Wichtigkeit der zu besprechenden Angelegenheit bereit, den Herrn Baron trotzdem zu empfangen.“

Ohne Weiteres folgte Rolf der Jose, welche ihn durch Salon und Boudoir, die er schon kannte, in das Schlafzimmer ihrer Herrin führen sollte. Ihm wollte solch' eine Vergünstigung durchaus nicht seltsam erscheinen, er gönnte ihr keinen Gedanken, und würde ebenso gut seine Rose im Himmel und in der Hölle gesucht haben, ohne einen Nebengedanken für die Wonnen oder die Schrecken der betreffenden Lokalität. In den Annalen der K.'schen Hofhistorien war solch' ein Empfang auch nichts Unerhörtes. Gräfin Lory hatte schon früher bei leichter Unpäßlichkeit, die sie im Bett abzuwarten liebte, diesem oder jenem Bevorzugten den Eintritt gestattet, vornehmlich Seiner Königlichen Hoheit dem Großherzog, dessen erstmaliger Besuch diesen Akt für alle Nachfolger sanktionirt hatte.

Gräfin Lory war also bereit, Herrn von Lemming zu empfangen, einmal, weil sie ihm vielleicht nützlich sein konnte, und dann, weil sie ihm ihren Anblick aus Nächstenliebe gönnte. Der Freiherr Rolf von Lemming auf Rolfshagen hatte Reiz für sie trotz seines ländlichen Teints und seiner blonden



Hände, und sie wußte, daß sie nie verführerischer ausjah, als in ihrem rosa Nest unter ihrem Spitzenhimmel. Sowie sie also von seiner Anwesenheit im Schloß durch ihre Jungfer hörte, stand ihr Entschluß fest. Eine kleine Veränderung im Licht, eine Verständigung mit dem Spiegel und Toilettenecessaire, und sie war bereit. Als die Jungfer die Portièrè zurückschlug und den Gast in das Zauberreich eintreten ließ, konnte die Fee desselben ihn sehen, ehe er sie sah. Sie war viel zu klug, um seinen suchenden Blick, die lebhafteste Spannung des Gesichtes und dieß schwere Aufathmen falsch zu deuten, es galt nicht ihr, sondern Derjenigen, die all' sein Denken und Fühlen absorbirte, seiner Mündel. Aber wer weiß — *les absents ont toujours tort* und dann — sie schüttelte die weiten Spitzenärmel von den blendenden Armen und streckte sie ihm entgegen mit einer Geberde, die ungefähr sagen sollte: „Und ich bin nichts als ein gefesselt Weib!“

Lemming hatte sich in dem rosenrothen Halbdunkel schnell orientirt und stand vor ihr so groß, stark und ungehörig inmitten des feenhaften Raumes wie — Gräfin Lory konnte nicht umhin, die Bemerkung für sich zu machen — wie ein Elephant im Porzellanladen. Sein Anzug war kaum salonfähig,

Bart und Haar spotteten der Frisur, die Handschuhe hielt er in der Hand und seine blauen Augen sprachen so unumwunden dringlich wie seine Lippen:

„Sie ließen mich rufen, Gräfin, was haben Sie mir mitzutheilen?“

„O Du Tölpel!“ dachte die Schöne, sagte aber ganz sanft: „Ich habe Mancherlei auf dem Herzen, und die Hoffnung, Ihnen vielleicht nützen zu können, ließ mich jede andere Rücksicht vergessen.“

Rolf trat ihr einen Schritt näher, ergriff heftig die ihm entgegengestreckte zarte Hand und rief argwöhnisch:

„Sie wissen, Gräfin, was aus ihr wurde, wo sie sich befindet?“

„Nein, nein, mein armer Freund,“ erwiderte die Gräfin, indem sie wie mitleidig lieblosend auch die zweite Hand auf die seine legte, „wenn ich es wüßte, würde ich es Ihnen keine Viertelsekunde lang vorenthalten. Ich wollte Ihnen nur kleine Fingerzeige geben, indem ich Sie auf Ereignisse, die diesem plötzlichen Verschwinden vorausgingen, aufmerksam mache. Was wissen Sie darüber?“

Zögernd antwortete der offenbar Ueberraschte:

„Rose gab mir von Allem Nachricht, was sie erlebte.“

„Narr!“ dachte sie, ließ aber nur ein kleines, schelmisches Lächeln über Lippen und Augen spielen und sagte ernsthaft:

„Nun ja, sie theilte Ihnen das offizielle Programm mit, Menü und Toilette und so weiter. Man weiß ja, was so einem Vormund geschrieben wird. Wenn derselbe zwischen den Zeilen zu lesen versteht, so kommt ihm vielleicht auch eine Ahnung von dem eigentlichen Lebensinhalt, ich meine, den Herzenserlebnissen.“

Rolf fuhr zurück.

„Herzenserlebnisse? Was kann das Herz eines Kindes erlebt haben?“

Gräfin Lory machte ein ganz allerliebstes, überlegenes Gesicht.

„Mein lieber Herr von Lemming, das Alter zwischen Sechzehn und Achtzehn ist bekanntlich das ereignißreichste für das weibliche Herz, und unser reizendes Köschchen vom Haff wird ihren Roman so gut wie jedes andere rechtschaffene Mädchen erlebt haben. Man pflegt allerdings solche Kinder noch nicht selbstständig zu machen, deßhalb sollte für etwaige Irrthümer der Vormund mehr als das Mündel büßen. Wenn Sie mir aber doch einige Minuten schenken wollen, so können Sie sich auch

ebenso gut zu mir setzen. Sie wirken in Ihrer Größe überwältigend, es macht schwindlig, zu Ihnen hinaufzublicken.“

Damit deutete die Gräfin auf einen Stuhl, der sich ihr gegenüber am Bett befand. Rolf ließ sich darauf nieder und rückte nun erst in den Genuß der Situation: *la belle et la bête* — wenigstens dachte die Gräfin so, als sie sich zurücklehnte und *tableau* lag. Der vorläufige Zweck war erreicht, der Landjunker war dem Zauber bloßgegeben, er konnte nicht enttrinnen, weil er ihre Mittheilungen erwartete, das Weitere hing an unsichtbaren Fäden.

Sie schwieg ein Weilchen, wie um ihre Erinnerungen zu sammeln und ihm Zeit zu lassen, sich umzusehen.

An das Schlafzimmer erinnerte eigentlich nur das Kissen unter ihrem Haupt und das Häubchen auf demselben. Ob die, über mattrosa Seide herabflutenden Spitzen eine Robe oder eine Decke bedeuteten, hätte der gute Rolf unmöglich entscheiden können, Arm und Brust der Ruhenden waren mit einer gleichen Komposition bedacht, welche durch drei Brillantknöpfe den Charakter des *Négligé* erhielten. Ohren und Finger waren aber auch mit Diamanten geschmückt. Den Rahmen des *Tableau* machte ein

rosa Gewölk, über welches Spitzenvorhänge zu beiden Seiten niederrieselten und das Bett verbargen. Das Alles war zweifelsohne sehr, sehr hübsch, nicht ganz bon genre, aber Gräfin Lory hatte ja stets ihren eigenen, unvergleichlichen genre, und Kolf Lemming war kein Kritiker.

Als er so vor ihr saß, so erwartungsvoll gesammelt, alles Empfinden konzentriert und aus den ehrlichen blauen Augen hinaus fest auf sie gerichtet, da wurde ihr dieser Blick unbehaglich. Er ließ sich gar nicht balanciren. Männer aus einem Stück — ungeschlachte Gesellen wie er, eignen sich nicht zum Kokettiren, sie sind nur zum Heirathen gut, Notabene wenn sie reiche Majoratsherren sind.

Gräfin Lory erwog den Gedanken übrigens nicht zum ersten Mal. Kolf unterbrach ihre Reflexionen:

„Nun, Gräfin, was wissen Sie über Rose? Sagen Sie mir Alles — ohne Rückhalt.“

Sie sah ihm in das ernste Gesicht, zupfte mit den schmalen weißen Fingern an einer rothen Locke, die aus dem Häubchen quoll, und wiederholte halb belustigt, halb ärgerlich:

„Alles — ohne Rückhalt! Das ist leichter gesagt als gethan, wenn solch' strenger Vormund mit seiner ehrbaren Elle vor Einem sitzt. Ich weiß, Sie

bringen ein besonderes Maß aus Ihrer ernsthaften Heimat mit. Und endlich — ich soll Ihnen zuliebe indiscret sein, als Hofdame und Kollegin, und das ist mir wider die Natur. Es ist eine heikle Aufgabe, gewisse Dinge, die im wesenlosen Scheine schwimmen, in ein Bouquet zusammenzufassen und sie dem Sittenrichter auf die Nase zu binden. Aber was hilft's," sie seufzte und strich resolut die Haare aus der Stirn, „Sie müssen ja doch erfahren, woran die arme Rose Schiffbruch litt, und besser aus Freundes als aus Feindes Mund.“

„Sie versprachen mir einst, ihre Freundin zu sein," setzte Rolf gepreßt hinzu, und es klang ein Vorwurf durch die Worte.

Ueber des Mädchens Antlitz flog es wie ein Sonnenstrahl.

„Ja, ja," sagte sie mit einem Lächeln, welches der Erinnerung galt, „ich versprach es und ich hielt mein Wort. Wie kamen Sie aber wohl zu jener Bitte? Mich würde es viel weniger gewundert haben, wenn Sie Ihr Lämmchen vor mir gewarnt hätten.“

Auch Rolf's kummervolle Züge erhellten sich ein wenig.

„Sie traten mir offen und ehrlich entgegen, mit Ihren Vorzügen und Ihren Schwächen, unter Scha-

blonen der einzige warmherzige Mensch. Das gewann Ihnen mein Vertrauen.“

„Für eine Parenthese ein recht hübsches Kompliment,“ lachte die Gräfin. „Nennen Sie mir doch noch schnell die beiden Pole meines Wesens.“

„Der Moment ist schlecht gewählt, Gräfin, mein Herz ist überfüllt mit Angst und Sorge.“

Sie legte die Fingerspitzen aneinander.

„Bitte — da wir gerade dabei sind — verlängern Sie die Parenthese um zwei Worte.“ Die meergrünen Augen verstanden sich auf's Bitten, Rolf seufzte zwar, sagte aber nachgiebig:

„Gräfin, Sie erschienen mir als ein freimüthiges, hochherziges, kluges Geschöpf mit starkentwickeltem Willen, welches Leichtsinns und Eitelkeit aus Mangel an besserer Beschäftigung wie ein paar häßliche Schooßhündchen pflegt.“

„Si, sehr doch, Sie sind ein feinerer Beobachter, als ich Ihrem gutmüthigen Gesicht zutraute,“ erwiderte die schöne Gräfin überrascht. „Nach dieser Probe wundere ich mich aber um so mehr, daß Sie Ihre Nase dem Prinzen an die Brust steckten.“

„Sie wollen doch nicht sagen — —“ brauste Rolf auf.

In komischer Verzweiflung hob Gräfin Lory die Hände empor.

„Da geht es schon los! Dachte ich's doch! O heilige Einfalt und Ehrbarkeit, was bist du für ein gefährliches Pflaster!“

„Prinz Joachim versprach mir, dem Kinde den Vater zu ersetzen,“ fuhr Kolf heftig fort.

„Sie hätten sich etwas Besseres versprechen lassen können! Gehen Sie mir mit den väterlichen Freunden, ich halte von der Sorte nichts und wenn sie achtzig anstatt dreißig Jahre zählen. Für die arme Rose wurden die väterlichen Freunde zum Fatum.“

„Prinz Joachim hielt ich für einen Ehrenmann,“ sagte Kolf in wachsender Erregung.

Gräfin Lory sah ihm spöttisch in das glühende Gesicht.

„So are they all — all honourable men — über Können ist aber Niemand verpflichtet. Würden Sie selbst als der erste jener väterlichen Freunde ein Hinderniß darin sehen, sich in Rose zu verliehen?“

Die Worte gossen Del über die Wogen, Kolf faßte sich, er fuhr mit der Hand über das Gesicht und antwortete mit wehmüthiger Innigkeit ohne alle Bitterkeit:



„Gräfin, glauben Sie mir — an meine Liebe für das Kind hat sich keine selbstüchtige Hoffnung geknüpft. Ich war für Rose nie etwas Anderes als nur ‚Onkel Rolf‘, und so wird es bleiben.“

Die schöne Lory nickte.

„Das behauptete Rose allerdings auch, wenn auch nicht mit so tragischer Miene. Eh bien, nous verrons,“ fuhr sie fort, „nun aber zur Sache. Unterbrechen Sie mich nicht, ich will mich kurz fassen. Der Prinz machte es wie andere Verliebte, er glaubte, Niemand durchschaue ihn. Die Einzige, welche ihn nicht durchschaute, war Rose, alle Anderen, Wulbradt ausgenommen, heuchelten und schmeichelten um das Paar, so lange Rose ihnen mächtig schien. In der Erinnerung an Sie und mein Ihnen gegebenes Wort, außerdem in wahrer Theilnahme für Rose öffnete ich dem arglosen Geschöpf die Augen. Ich denke noch heute mit Entsetzen an die Wirkung meiner Worte und weiß nicht, ob es recht gethan war, ihre Unbefangenheit zu stören. Es scheint, daß sie nach diesem Gespräch den Prinzen schwer beleidigt hat, unflug genug war sie in ihrer herben Jungfräulichkeit dazu. Prinz Joachim ist eine egoistische, despotische, rachsüchtige Natur, an Widerstand nicht gewöhnt, noch weniger an Entsetzen. Als der Hof nach Berlin ging, fing

er bereits an, sie in unwürdiger Weise zu verfolgen. Sie hatte mit einem Schlage das ganze feile Gefindel gegen sich. So weit meine eigenen Beobachtungen. In Berlin kam Eifersucht hinzu; es entstand Rose ein neuer väterlicher Freund in Gestalt des Fürsten Scherikoff, auch soll der Prinz durch andere thörichte Courmachereien gereizt worden sein. Man spricht von einem geheimnißvollen Rendezvous mit einem bekannten Roué, einem Duell mit tödtlichem Ausgang — ich weiß nicht, wie viel daran wahr ist. Petow und die Keil, als Organe des Prinzen, verurtheilten die arme Rose sehr hart; sie fand nirgend Entschuldigung, Schutz, Rath und Hülfe. Als sie zum Ueberfluß auch noch erkrankte, gestattete man ihr diese Freiheit nicht, sondern schickte die Verbrecherin in die Verbannung. Wohin? Wer weiß es! Es gibt nur eine Zeugin, Rosens Jungfer, und diese ist sehr unzuverlässig. Sie erzählt eine wunderbare Geschichte vom Fürsten Scherikoff und möchte zum Glauben nöthigen, es habe eine vorbereitete Flucht stattgefunden. Vielleicht hat man ihr befohlen, so zu sprechen; es ist mir auffällig, daß man sich am prinzlichen Hof um das Schicksal der Hofdame nicht weiter zu kümmern scheint. Dieß meine Nachrichten!“

Gräfin Lory hatte die Wirkung ihrer Erzählung auf den Zuhörer genau beobachtet, und das war nicht zu schwer. In dem offenen Gesicht spiegelten sich die Eindrücke deutlich: Ueberraschung, heißer Schmerz, Zorn, bittere Reue, leidenschaftliches Verlangen nach Rache! Die Gräfin las in den ehrlichen Zügen wie in klarer Schrift und sie sah auch, wie die Empfindungen chaotisch in dem stummen Mann durcheinander wogten und wie das Bewußtsein der momentanen Machtlosigkeit die Qual verzehnfachte. Rolf hatte zwar die schöne Gräfin hoch- und warmherzig genannt, mitleidig war sie im Allgemeinen nicht, bei dem sich ihr bietenden Anblick regte sich indeß etwas von dem ewig Weiblichen in ihrer Brust, welche lange schon eine Heimat für Egoismus geworden. Rolf war aufgesprungen, wollte sprechen und brachte keinen Laut aus der wie von Fieberglut ausgetrockneten Kehle, da faßte ihn das Mädchen an den Arm und bat beinahe demüthig:

„Verzeihen Sie mir den Schmerz, den ich Ihnen bereitete, lieber Herr von Lemming. Ich durfte Sie nicht schonen um Rosens willen. Fassen Sie sich — sprechen Sie zu mir — sagen Sie mir, was Sie thun wollen.“

Er wollte sich von ihrer Hand los machen.

„Sie haben mir den nächsten Weg gewiesen,“ sagte er mit schwerer Zunge, „haben Sie Dank und lassen Sie mich gehen.“

„So nicht,“ sie beschwor ihn mit Blick und Wort, „in diesem Zustande nicht, gönnen Sie der Ueberlegung Raum, handeln Sie nicht voreilig —“

„Sie thun wohl daran, dieß dem säumigen Vormund zuzurufen!“ sagte er in bitterer Ironie, „ich habe Zeit genug verloren.“

Noch immer hielt sie ihn fest.

„In der Leidenschaft soll man nicht handeln, Sie wollen Rache nehmen.“

„Wissen Sie auch wohl, Gräfin, wer der Schuldigste ist, wen ich am härtesten verurtheile?“ fragte er mit verzweifeltstem Schmerz.

Gräfin Lory sah tief in die flammenden Augen und drückte ihm fest und innig die Hand wie einem Kameraden, dessen Schmerz wir zu dem unsern machen.

„Sie werden das eigene Unrecht gut machen,“ sagte sie leise, „ihr eine Heimat geben.“

Eine plötzliche Eingebung schien ihm zu kommen, er blickte sie groß, durchdringend, athemlos an.

„Und nun beruhigen Sie sich,“ fuhr sie fort. „Vielleicht kann ich Ihnen helfen — ich bin klug und zuverlässig und Ihre beiderseitige treue Freundin.“

Das gute, männliche, treuherzige Gesicht Kolf's nahm einen Ausdruck von fanatischer Hingebung, leidenschaftlicher Entschlossenheit an.

„Gräfin, wollen Sie mir helfen mein Unrecht gut machen? Wenn ich sie gefunden und ihre Rechtfertigung erzwungen haben werde, wollen Sie mir helfen, ihr die Heimat zu bereiten?“

Wie die Schnecke, deren ausgestreckte Fühlhörner von dem vorsichtig ertasteten Gegenstand plötzlich berührt werden, so zuckte dieß Mädchen zusammen, aber sie entwickelte sofort wieder die sensitiven Fühlhörner und schob sie tastend vor.

In den meergrünen Augen regte sich das alte neckische Sprühen, als sie provozirend fragte:

„Soll ich Ihre Brautwerberin bei Rose machen?“

„Nein, der Schmerz einer neuen Enttäuschung soll ihr erspart bleiben,“ antwortete Kolf ernst.

„So wollen Sie in der Rolle als Onkel Kolf ihr die Heimat gestalten?“

Er zögerte noch einen Augenblick, dann sprach er unter dem Einfluß seiner exaltirten Empfindung und dem Zwange der Sirenenblicke:

„Glauben Sie, Gräfin, daß ich ein Mädchen finde, welches hochherzig, gut und klug genug ist, um im Vertrauen auf mein Herz und meine Ehre die

Herrin meines Hauses, die Seele meiner Heimat, die Mutter der Waise und — mein Weib zu werden?“

Da war es greifbar geworden, was von Anfang an unsichtbaren Fäden zwischen ihnen geschwebt, das heißt als entlegene Möglichkeit von der Zauberin, der rothen Hexe, geahnt und herbeigezogen wurde. Sie hielt das Schicksal dreier Menschen in ihrer Hand, und in ihrem Herzen mischte sich Genugthuung mit zorniger Demüthigung.

„Gehen Sie, Rolf Lemming,“ sagte sie viel kühler als bisher, „Sie sind ein Schwärmer in hausbackener Fassung. Suchen Sie Ihre Rose und dann kommen Sie wieder her — das Weitere wird sich finden.“

Er ging, nachdem er ihre Hand geküßt, und sie sah ihm mit starren Blicken nach, ohne sein Bild zu verfolgen — es entchwand ihr unbeachtet — sie blickte in sich hinein. Gräfin Lory täuschte Alle, nur sich selbst nicht. Sie sah aus wie der sorglose Genuß und sie rechnete wie der kühle Verstand.

Voll Selbstironie dachte sie:

„Was ist doch der Menschen Hoffen und Streben! Da stünde ich nun mit einem Mal vor dem ersehnten Ziel! Einen soliden Boden unter den Füßen, ein sogenanntes glänzendes sort, die Zukunft

gesichert! Schloßherrin auf Kollshagen! Ein alter, feudaler Besitz, Namen, Macht und — Geld! Wie mich das ganze Gefindel hier beneiden würde! Die Kokette, leichtsinnige Lory, die einen solchen Fang gemacht! An der Ueberraschung, dem Staunen, dem Neide möchte ich mich weiden! Wenn ich früher einem solchen Mann begegnet wäre und er hätte mich geliebt — wer weiß, was aus mir geworden! Eitelkeit und Leichtsinn wären vielleicht nicht meine Schooßhunde geworden! Wie lange geht es noch — dann wird man lächerlich, wie alte Jungfern mit dem Mops — verbittert, am Ende bigott! Und doch — und doch! Es ist da etwas übrig geblieben in dem unnützen Ding, dem Herzen — ist es Gewissen, Ehre, Klugheit? Gleichviel, darüber will der Entschluß nicht fort. Du gutmüthiger, thörichter, leichtsinniger Mensch, Onkel Koll! Die rothe Here wird Deine Vorsehung spielen und Dich vor Dir selber schützen. Einfalt ist nicht nur ein gefährliches Pflaster, sondern auch ein verderbliches Laster, vor dem Einen der Himmel nicht genug bewahren kann.“

Sie klingelte, ließ sich von ihrer Jungfer den Nacken und Rücken streichen, eine Art Magnetisiren zur Beruhigung der Nerven, und dann befahl sie ihr Frühstück und Mignon.

Kolf machte mit der Bahn die Tour nach Berlin und forschte auf jeder Station nach der Verlorenen. Er traf hiebei mit Scherikoff zusammen, ohne ihn zu erkennen. Auf der Hofsagd hatte er flüchtig die Bekanntschaft des Fürsten gemacht, weit entfernt, ihn auf seinem Wege zu vermuthen, hatte er den Fremden in dem dicken russischen Pelz gar nicht beachtet, und dem Fürsten war es ähnlich ergangen.

In Berlin hatte Lemming die bereits erwähnte heftige Aussprache mit dem Prinzen, Petow gab ihm, vorsichtig und hämisch zugleich, Aufklärungen über Jesca und die Duellangelegenheit, sowie über Scherikoff's verdächtige Mitterschaft, wobei Kolf in starke Versuchung gerieth, den glatten Hofmann zu erwürgen oder niederzuschlagen.

Bis zu dem Augenblick, wo Prinzess Amalie das tête-à-tête zwischen Lemming und dem Prinzen unterbrach, hatte dasselbe die Erbitterung auf beiden Seiten gesteigert; den sanften und verständigen Vorstellungen der Prinzessin, die liebevoll Rosens und mit offen ausgesprochener Reue der falschen Maßnahmen ihrerseits gedachte, gab der in seinem Heiligsten Verletzte nach, das heißt er verpflichtete sich, Bulbradt und dessen Nachrichten abzuwarten, ehe er die Angelegenheit dem Könige meldete. Der Zugang



zu demselben war ihm nicht schwer, da sein rechter Onkel, Bruder der verstorbenen Frau von Lemming, Flügeladjutant Seiner Majestät des Königs war und dessen besondere Gunst genoß.

Die Aussicht, seine internsten Hofangelegenheiten an die große Berliner Glocke gehängt zu sehen und von Seiner Majestät dem Könige zur Rechenschaft gezogen zu werden, entsetzte den Prinzen Joachim, während die Anforderungen an seine eigene Person nur seinen Hochmuth empörten.

Raum hatte der Freiherr das hohe Paar verlassen, so erfaßte der Zorn des Prinzen auch seine Gemahlin, weil diese Partei gegen ihn genommen, wie er behauptete. Die Entrüstung füllte ihn allmählig, wie das Gas den Luftballon, er schwoll zunehmend und pflegte in solchen Momenten für besonders imposant zu gelten. In seiner maßlosen Heftigkeit und Empörung entschlüpfte ihm die Mittheilung, daß der Freiherr von Lemming, ehe die Prinzess das Zimmer betreten, die Annahme so weit getrieben habe, ihn, den Prinzen, zu fordern.

Prinzess Amalie war bei dieser Nachricht erbleicht, hatte aber dazu geschwiegen.

Mit den Worten: „Ich erzähle Dir das absichtlich, um Dir die Partei zu kennzeichnen, zu der

Du Dich hinneigen möchtest," forderte der Prinz ihre Meinung direkt heraus.

"Du hast Dich schwer gegen das schutzlose Mädchen vergangen, Rose wird dem Vormund geklagt haben, und Herr von Lemming fordert Genugthuung in der althergebrachten Weise," sagte sie endlich gedrückt.

Der Prinz überging den ersten Punkt, der letzte aber bot ihm den willkommenen Hafen.

"Du findest kein wahnsinniges Verlangen also ganz in der Ordnung?" fragte er mit einem Ausdruck, als ob Prinzess Amalie die Ordnung auf den Kopf gestellt hätte.

"Gottes Ordnung ist es jedenfalls nicht, wohl aber die Ordnung der Welt, wenn es dem Verstand auch wie Wahnsinn vorkommen mag, daß der an seiner Ehre Gefränkte dem Beleidiger auch noch Gelegenheit gibt, ihn an seinem Leben zu schädigen."

Die kleine Frau hatte mit gesenktem Kopf, leise und in sich hineingesprochen, ohne den Gemahl anzusehen und als ob ihre Worte nicht an ihn gerichtet seien. An ihrer Ruhe erschaffte sich der Prinz nur noch mehr.

"Du hast ein besonderes Talent, den Kern der

Sache zu umgehen. Der Welt Ordnung ist es nicht, daß ein hergelaufener pommer'scher Junker sich als vollgültiger Gegner einem Prinzen wie mir, dem Thronerben von K., einem künftigen Großherzog, gegenüberstellt.“

Jetzt hob Prinzess Amalie den Kopf und ihr feines Gesicht zeigte einen überraschenden Ausdruck von Würde und Energie.

„Ich habe mich bisher wenig oder gar nicht um solche Dinge gekümmert und weiß nicht, wie viel pommer'sche Junker nach Werth und Gewicht auf einen Großherzog gehen. Ehemals muß diese Rechnung eine andere gewesen sein, denn es maßen sich die Ritter im Turnier mit den Fürsten und ein jeder Edelmann war turnierfähig. Diese Auffassung hat man seitdem nicht eingeschränkt, sondern, soviel ich weiß, dahin erweitert, daß jeder Offizier, auch der bürgerliche, wie jeder Civilist, der Offiziersrang besitzt, turnier- oder, wie man das jetzt nennt, satisfaktionsfähig erachtet wird. Und das scheint mir richtig, denn Mannesehre ist von Rang und Geburt nicht abhängig, auch ist sie weder dehnbar noch theilbar. Es geht mit ihr wie mit dem Gewissen vor dem Gesetz Moses: wer am Kleinsten sündigt, ist des Ganzen schuldig. Gibt es Verwicklungen, die

nicht anders als durch den Einsatz des Lebens geschlichtet werden können, und ist es richtig, daß Leben und Ehre sich decken, so kann auch der Großherzog die Rechnung nicht ändern. Du kannst mit keinem Bruchtheil zahlen, und könntest Du es, so dürftest Du es nicht, denn Du bist des Ganzen schuldig.“

Prinz Joachim war wie ein gefangener Löwe auf und nieder gegangen, hatte aber seine Gemahlin während ihrer kleinen Rede genau beobachtet und seltsamerweise gerade in diesem Moment, der ihm dafür durchaus keinen logischen Zusammenhang bot, die Entdeckung gemacht, daß seine unbedeutende Frau, die geringgeachtete Prinzessin, so recht „das Zeug“ zu einer vollkommenen Großherzogin besäße, und diese Entdeckung freute ihn so sehr, daß der größte Theil seines Zornes sich darüber verflüchtigte.

Prinzeß Amalie staunte nicht wenig, als der Gemahl, vor ihr stehen bleibend, plötzlich aus ganz veränderter, ihr fast unbekannter Tonart fragte:

„Für einen Feigling wirst Du mich nicht halten, Amalie — kannst Du es denn aber wünschen, daß ich mich mit diesem Menschen schlage?“

„Nein, o nein, Achim,“ rief Prinzeß Amalie mit überzeugungsvoller Innigkeit, „ich hoffe zu Gott,

daß Du Gelegenheit haben wirst, Dein Unrecht auf besserem Wege gut zu machen. Ich — ich“ — sie erröthete heiß und senkte den Blick — „ich meinte nur, ehe ein Schatten auf Deine Ehre fällt —“

Der Prinz faßte den abgebrochenen Faden:

„Und was thäte Dir das, Amalie? Ich freue mich Deiner spartanischen Gesinnung, sie fordert wohl aber kein Opfer von Dir — was gilt Dir mein Leben und meine Ehre?“

„Noch nenne ich mich Dein Weib,“ antwortete Prinzess Amalie zurückhaltend und stolz, „was Dein Leben mir gilt, das mag ich hier nicht ausdenken, aber Deine Ehre ist die meine und sie steht mir höher als das Leben.“

„Ich danke Dir“ — der Prinz warf einzelne Worte — abgebrochen — aus bewegtem Herzen hin, — „das habe ich nicht verdient, aber — bei Gott — es soll anders werden! Habe Geduld — Du sollst mit mir zufrieden sein — Dir that ich das größte Unrecht — Du bist großmüthig und edel — Du wirst verzeihen —“

Er sah sie fragend an, und sie antwortete ohne Zögern: „Von Herzen!“ und reichte ihm die Hand.

Er hielt sie fest und fragte beinahe schüchtern:

„Amalie, ich bin damit noch nicht zufrieden —

sage mir — habe ich auf nichts Anderes mehr zu hoffen?“

Den Triumph dieses Augenblicks kostete Prinzess Amalie erst später aus, in ihrer bewegten Seele kam der Stolz nicht gleich zum Bewußtsein. Aber sie war durch Schaden klug geworden und wollte mit dem geretteten kostbaren Fond in ihrem Herzen besser haushalten, daher gab sie diesem zweiten Liebeswerben nicht sogleich nach, sondern antwortete zurückhaltend:

„Wenn in dem ersten Frühling Schnee fiel, Achim, so bedarf es längeren Sonnenscheins, bis es neue Blüten gibt. Gönn' meinem Herzen Zeit!“

Doch mußte der Prinz in dem warmen Blick, welcher die Worte begleitete, den Frühling nahe fühlen, denn er küßte dankbar die Augen seiner Frau und sagte:

„Gott segne Deine guten Augen!“

Unterdeß war Herr von Lemming unruhig und aufgereg't in sein Hotel zurückgekehrt. Von Zeit zu Zeit ging er nach dem Schloß, um nach Wulbradt zu fragen. Immer vergeblich! Wieder einmal unverrichteter Sache heimkehrend, hörte er im Vorübergehen den Namen des Fürsten Scherikoff aussprechen und zwar von dem Portier des Hotels,

der dem Kellner einen Brief für den Fürsten einhändigte. Der Freiherr erkundigte sich und erfuhr, daß Fürst Scherikoff vor wenigen Augenblicken im Hotel abgestiegen sei. Lemming ließ sich sofort melden.

Erregt und erfreut kam der Fürst ihm entgegen.

„Herr von Lemming! Sie sind es! Wahrhaftig! Und wir fuhren die letzte Nacht zusammen! Und haben uns nicht erkannt! Ich erinnere mich Ihrer jetzt ganz genau von der Hofjagd in K. her. Was bringen Sie mir denn für Nachrichten über das theure Mädchen? Sprechen Sie — sprechen Sie, cher baron.“

Unter den lebhaft sprudelnden Worten, die den Stempel der Wahrhaftigkeit trugen, nahm Lemming's Mißtrauen unwillkürlich ab, doch forderte er kurz und nachdrücklich Erklärungen für das Benehmen des Fürsten bei Gelegenheit der gemeinsamen Abreise von Berlin.

Scherikoff brauste auf, er war ein weniger tief, aber gerade so lebhaft fühlender Charakter als Lemming, und hier war das Beste in ihm engagirt.

„Herr — wollen Sie sich mit mir etwa schießen?“ rief er erregt. „Immerhin, ich stehe zur Disposition, obgleich es hirnverbrannte Tollheit wäre, denn

wir Beide können passendere Gegner finden. Was soll ich Ihnen sagen — halt — warten Sie," er durchsuchte seine Taschen, riß seine Brieftasche auf, warf die darin enthaltenen Papiere heraus und fand endlich, was er suchte, einen schwarzgeränderten Brief. „Da — hier haben Sie — lesen Sie — Fräulein Rose soll Ihnen selber die gewünschte Aufklärung geben — darnach wollen wir unser Gespräch wieder aufnehmen.“

Rolf erkannte Rosens Schrift, er entfaltete den Bogen und las unter den beobachtenden Blicken des Ruffen:

„Lieber Fürst!

„Als Kind träumte ich so oft von der Wunschelruthe, mit der ich mir alle Schätze der Märchenwelt erschloß, und wenn ich erwachte, dann sehnte ich mich namenlos nach der entschwundenen Herrlichkeit. Nun legt mir Ihre gütige Hand die Wunschelruthe in den Schooß, und ich könnte alle meine goldenen Träume verwirklichen. Aber — die Sehnsucht darnach ist verschwunden, lieber Fürst, mit der Entdeckung, daß aller Glanz kalt ist.

„Ich weiß, was Sie mir antworten werden! Sie wollen sagen, daß ich von der edlen, großmüthigen Fürstin, Ihrer durchlauchten Schwester, Kindes-



rechte empfangen würde, daß nicht die Pflicht, sondern das Herz allein mich an sie fesseln und daß ich armes Kind dafür ihren unermesslichen Reichthum, ihr glänzendes Leben und alle Schätze, die es schmücken, theilen soll. Und Sie kleiden die Gabe so zartfühlend ein, indem Sie mich das Mädchen aus der Fremde nennen, das aus räthselhaftem Füllhorn unerschöpfliche Gaben der Jugend und des Frohsinns über die arme, reiche Prinzessin ausschüttet. Ich würde die großmüthige Frau täuschen, wenn ich unter solcher Bedingung dieß strahlende Loos annähme. Habe ich Sie recht verstanden, so will die Fürstin durch mich mit dem Leben und seinen Genüssen verbunden bleiben, ich soll ihr mein junges Herz, meinen Kindersinn, durstige, frische Lippen, kurz, Genußfähigkeit mitbringen, um ihr die eigenen versagenden Organe zu ersetzen.

„Aber, mein lieber Fürst, mein heiterer Sinn, der jeder Lerche jubelnd in die Lüfte folgte, die kindliche Freude an Genuß und Glanz, das ist mir ja abhanden gekommen, so ganz und gar, daß mich schaudert vor dem, was mich einst entzückte.

„Und das ist nicht Alles. Selbst wenn die Freude an Glanz und Lust sich mit den erloschenen Illusionen wieder belebte, wenn — was ich zur

Hauptbedingung jedes ferneren Glückes für mich machen müßte — ich völlig gerechtfertigt aus den trostlosen Wirren hervorginge, die ohne meine Schuld über mich hereingebrochen sind, wenn mein Abschied aus der gegenwärtigen Stellung ein vollkommen ehrenvoller sein würde, auch dann, lieber Fürst, müßte ich das glänzende Loos zurückweisen. Schon gestern Abend würde ich Ihnen dieß gesagt haben, wenn Schreck und Verzweiflung mich nicht körperlich und geistig niedergeworfen hätten. Sie sind mir ein so gütiger Freund, daß ich Ihnen — ein sonst vorzeitiges Geständniß machen will. — Ich bin gebunden, lieber Fürst, nicht durch äußeren Zwang, aber in meinem Bewußtsein! Wenn der Horizont über mir klar werden sollte, so suche ich Frieden und Ruhe an dem treuen Herzen eines edlen Mannes, dem ich mein Geschick in demüthiger Hingebung anvertrauen will. Nur so könnte mein krankes Herz vielleicht gesunden! Vielleicht! Ach, mir scheint, während ich diese Worte schreibe, selbst meine Sehnsucht nach diesem einzigen Glück matt wie meine Kraft und meine Hoffnung! Es dunkelt vor mir wie vor dem Schlaf, und der Tag bricht doch eben erst an! Seien Sie mir nicht böse, lieber Fürst, es thut so weh, wenn die Leute Ginen mißverstehen

und gute Menschen uns die Zuneigung entziehen. Vielleicht sehen wir uns nie wieder — ich meine hier auf Erden, denn im Himmel, wo alle Mißverständnisse wie die Schatten vor der Sonne weichen werden, da werden sich auch Solche wiederfinden, die sich hier nicht verstehen konnten. Wie herrlich wird das sein!

„Sie sehen, ich träume schon und der Morgen beginnt erst. Mir ist aber gerade, als müßte ich Ihnen gute Nacht sagen, ich bin so müde, so sehr, sehr müde! Wie aber Gottes heiliger Wille es auch mit mir fügen wird, immer, wo ich auch sein mag, bleibe ich

Ihre Sie dankbar verehrende  
Rose vom Haff.“

Rolf's Augen verdunkelten sich mehrmals beim Lesen dieser Zeilen und sein Herz wollte schier brechen vor Schmerz und Wehmuth. Er kannte jeden Zug der Schrift, er sah an den Unregelmäßigkeiten der Buchstaben, wo die geliebte Hand gebebt, wo die Kraft versagt hatte. So viel Weh hatte ihr Herz getragen und es ihm verborgen! Er wollte ja nur als Dunkel Rolf an ihrem Glück und Leid theilnehmen, — war er ihr denn gar nichts mehr!

Und nun — welche Entscheidung hatte sie getroffen, welch' unheilvollen Entschluß ausgeführt! Es klang ein so wehmüthiges Lebewohl aus diesen Worten, die sie an einen Fremden gerichtet! Hatte sie denn keinen Gedanken für den besten, ältesten, den Freund ihrer Kindheit! Ging sie noch Schwererem entgegen, unbewußt, aber ahnungsvoll? Und wem galt das Wort, welches sein Herz zumeist zerschnitt, das Wort: „Ich bin gebunden, will einem edlen Mann mein Geschick demüthig vertrauen.“

Als ob Scherikoff seinen Gedanken gefolgt sei, so fiel seine tiefe Stimme hier ein:

„Ich sah es kommen, daß sie ihm zu Theil werden würde, und ich gab ihm mit schwerem Herzen die Vorhand. Er ist ein Ehrenmann, ein ganzer Mann, aber — ich kann solche besonnene, kühle Jugend einmal nicht leiden! Dieß Mädchen mußte heiß, leidenschaftlich, bis zum Wahnsinn geliebt werden, Himmel und Hölle mußte er stürmen, um ihren Besitz zu ertrocken, und nun gewinnt er sie so zahm — so konventionell.“

„Wer — wer?“ brachte Rolf mühsam hervor.

„Wer?“ wiederholte der Fürst erstaunt, „haben Sie es nicht geahnt, hat sie Ihnen nichts vertraut? Dunkel Rolf war doch ihr Gewissensrath, sie sprach

mir von Ihnen stets wie von ihrem zweiten Vater, so daß ich glaubte, mich in meiner Erinnerung zu täuschen und in Ihnen eigentlich einen viel älteren Mann suchen zu müssen. Nun also — Ihnen darf ich es wohl sagen, und Sie werden auch keinen Einwand erheben, denn der Erwählte ist so recht ein Mann nach dem Herzen der Väter, Mütter und Vormünder — es ist Herr von Bulbradt, der schweigsame blaue Adjutant des Prinzen Joachim.“

Der war es! O ja, Rolf hätte es ahnen können. Bulbradt war jung wie sie, gut und zuverlässig, wohlhabend, aus altem, vornehmem Geschlecht, es ließ sich durchaus nichts einwenden, warum nur hatte sie ihm, gerade ihm gar nichts davon gesagt, keine Andeutung gemacht, nicht einmal den Namen Bulbradt's genannt!

Scherikoff's kleine schwarze Augen forschten in dem verstörten Gesicht seines Gastes und lasen vielleicht mehr heraus, als gut war. — Lemming faßte sich gewaltsam, er drückte dem Fürsten die Hand und ließ sich Alles erzählen, was dieser erlebt und erfahren in Bezug auf den sie gemeinsam interessirenden Gegenstand. So berichtete Scherikoff denn auch sehr genau und ausführlich über die absolvirte Expedition und wunderte sich nicht wenig über die Wichtig-

feit, welche Lemming der närrischen Schönfärberin beimaß, und über den Zusammenhang, den er zwischen der Rose vom Haff und dem Seraph von 1830 suchte. Besonders schien Lemming sich für die Böcke und Stiere, welche die alte Dame — jene Dritte im Coupé — gekauft haben sollte, zu interessiren, er fragte sogar, wo sie diese Einkäufe gemacht habe.

Als der Fürst seinen Bericht geendet hatte, da kam es ihm vor, als ob sein Zuhörer ein Licht durch nächtliches Dunkel schimmern sähe. Rolf brach hastig auf, versprach dem Fürsten Nachricht, sobald er einer aufdämmernden Hoffnung gewiß geworden, und verließ ihn so eilig, wie er gekommen, um den Weg nach dem Schloß zu nehmen.

Das Zusammentreffen mit Wulbradt ist bereits erzählt worden.

---

## Zweiundzwanzigstes Kapitel.

---

Die Sonne hatte sich strahlend aus dem Haß gehoben, hatte es tiefblau und eisfrei unter sich liegen lassen und war an dem hellen, wolkenlosen Himmel, der sich an klaren Wintertagen besonders hoch zu wölben scheint, emporgestiegen, bis sie ganz kalt und fremd, aus unnahbarer Ferne herabsah auf ihre arme kleine Freundin, die Erde, welche ihr, frostschaudernd im Brillantschmuck, ihre winterliche Wange zum Kusse bot und sich von da oben ausnehmen mochte wie ein halbversilberter Apfel vom Weihnachtsbaum, dessen andere frische rothe Wange aber nicht in Betracht kommt. Ich weiß es mir nicht zu erklären, warum das Haß mitunter so dunkelblau erscheint und der Himmel darüber so blaß, wie ein verwaschenes Kleid, welches die Farbe im Wasser ließ. Der Horizont pflegt dann mit einem lichten Streifen grell abzuschließen, nicht sanft überzugehen

in das Blau des Wassers. Es ist dieß ein ganz besonders reizender Anblick, und die alte, hagere Frau — oder soll man sagen Dame? — es bestand nämlich ein Mißverhältniß zwischen ihrer Haltung und ihrer Toilette — die eben mit stetigem, festem Schritt den Hügel erstiegen hat, fand das wohl auch, denn sie hielt plötzlich still und sah über die schneebedeckten Aecker hinweg, an der langen Allee vorbei, deren Bäume wie kandirt im Sonnenlicht glitzerten, nach dem Haff hinaus, welches ihr ein alter Freund war, mit dem Tradition und Gewohnheit sie eng verband.

Ein Bauernkind war mit der Frau heraufgekommen und stand jetzt mit offenem Munde neben ihr. Das kleine, etwa zehnjährige Mädchen hatte einen derben, warmen Rock, wollene Strümpfe und derbe Lederschuhe an, ein dickes Tuch schloß Kopf und Brust ein und war auf dem Rücken geknotet. Die kleinen Fäuste hielt das Kind im Tuch versteckt und sah aus dem runden Gesicht dumm und respektvoll an der langen Gestalt seiner Begleiterin empor.

Dieß Kinderantlitz war merkwürdig farbig durch zinnoberrothe Wangen, vergißmeinnichtblaue Augen und strohgelbes Haar, und das der Frau merkwürdig farblos, denn Haut, Haar und Augen schattirten in



Grau, und da der Ausdruck hart und die Züge scharf waren, so erschien das Ganze wie aus Sandstein gehauen. Ein altmodischer Gehrock mit Hammel-  
feulenärmeln, fußfrei, Männerstiefel und eine Pelz-  
haube mit hohem Kopf machten ihre Toilette aus,  
die durch ein Paar Faustpelzhandschuhe und einen  
handfesten Stock vervollständigt wurde.

Sie wandte sich an das Kind und drehte es an  
der Schulter herum, dem Haff zu.

„Kiek Di öm, Fieken, wat Du hie siehst, dat  
is Dien Heimatland, hie büst Du born, hie is Dien  
Badder born und Dien Badders Badder un se habn't  
god had. Wenn Di awer Gens seggt, dat et buten  
beter is, hörst Du, Fieken — dann glöwst Du dat  
nich.“

„Ne, 'näg' Frölen,“ sagte das Kind.

„De dat seggt, de lügg.“

„So, 'näg' Frölen.“

„Ut Boshet oder ut Unnverstand, dat is eens.“

„So, 'näg' Frölen!“

„Do, det Haff, so wied, as Du fiekst, dat is  
god.“

„So, 'näg' Frölen!“

„Awer dat Meer do buten, dat is quad un  
böös.“

„So, jo, 'näg' Frölen.“

„Do awer, up de anner Siet, do wohnen de  
Neuwer un Mörder.“

„So, 'näg' Frölen.“

Die Frau schien befriedigt und das Kind auch.

Es war eine Unterrichtsstunde nach praktischen Grundsätzen und aus dem täglichen Leben. Nach dieser Methode erzog das „olle 'näg' Frölen“ ihre Bauern, jung und alt, und sie wußte auch, warum sie heute gerade diesen Punkt beleuchtet hatte.

In den letzten Jahren hatten öfter Auswanderungen stattgefunden, wenn auch nicht aus dem Besizthum des alten Fräuleins, so doch aus der Provinz und der Nachbarschaft. Kürzlich aber hatte sie einen sogenannten „Werber“ auf ihrem Territorium getroffen, abgefaßt und abgeführt. Der Mann kannte die Herrin des wohlgeordneten kleinen Gutes nicht, war aus einem Bauernhaus in das andere gekommen und hatte auf dem Felde eine alte Frau getroffen, in der er eine wohlhabende Bäuerin vermuthete, die mit Stock und Spaten eigenhändig die Ackerkrume untersuchte. An diese wandte er sich mit seinen volksbeglückenden Plänen. Die Frau ließ ihn aussprechen, dann aber hob sie ihren Stock und brachte den Verführer persönlich über ihre Grenze.

Dieß war die Veranlassung zur heutigen Lektion gewesen, kurz, bündig und praktisch nützte sie den Eindruck, den die Natur in solcher Feierstunde wohl auch auf ein Kinderherz machen konnte.

Darnach nahm sie ihren Weg wieder auf, der abwärts in direkter Richtung auf das Gehöft führte, welches seitwärts in einem weiten Bogen auch die mit einer Doppelreihe von Bäumen besetzte Chaussee erreichte. Noch befand sie sich auf der Anhöhe, da hielt die alte, rüstige Frau den Schritt wieder an, schob die Pelzhaube vom rechten Ohr und lauschte in's Land hinein.

Die Luft war still und rein und trug jeden Schall unbehindert fort, dennoch gehörte ein feines Gehör dazu, die letzten Schwingungen der Tonwelle zu erhaschen, die von ferne den Laut eines Posthorns hertrug.

Ohren und Augen der wetterharten Gestalt auf dem Hügel waren im exakten Dienst noch nicht erlahmt, mit der Hand im Fausthandschuh bedeckte sie ihre Augen und spähte durch die kahlen weißen Nester der Bäume die Chaussee hinauf.

„Siefen, hörst Du wat?“ fragte sie das Kind.

„Ne, 'näg' Frölen,“ antwortete es aus dem dummen Gesichtchen.

„Fiefen, kiekst Du wat?“ fragte die Alte nach einer Weile.

„Ne, 'näg' Frölen.“

Kerzengerade stand die Alte wohl fünf Minuten lang, und über dem Forschen und Lauschen vertieften sich die Linien in dem harten Gesicht.

Da ertönte wieder das Posthorn, dießmal näher und deutlicher, und die Kleine rief erfreut:

„'näg' Frölen, 'n Lütthorn!“

Die Alte nickte mit der hohen Pelzhaube und sagte höhnißch und verächtlich:

„So, jo, Fiefen, 'n Lütthorn! Se koamen, se hab'nt richtig utspintisirt.“ Sie blieb aber stehen.

Das Kind trampelte mit den Füßen, um sie warm zu halten, und blickte abwechselnd von dem grauen Gesicht nach der Richtung, von der das Horn erschollen. Nach abermals fünf Minuten schrie die Kleine triumphirend:

„Do kümmt 'n Kutschwoagen!“

Das alte Fräulein hatte ihn bereits bemerkt. Es war eine Extrapost aus der nächsten, zwei Stunden entfernten Poststation. Verkehr mit der Welt hatte das alte Frölen nicht, der Postwagen aber galt ihr, das wußte sie. Sie wandte dem aus starker Entfernung sich kaum bemerkbar Fortbewegenden den

Rücken und ging stramm aufgerichtet, mit langen, energischen Schritten, denen das Kind kaum folgen konnte, den Abhang hinunter und war in wenigen Minuten hinter der Mauer ihres Gehöfts verschwunden. Es war Mittagszeit und der Hof leer. Auf einen eigenthümlichen Pfiff, den die Alte auf ihrem Stockgriff hervorbrachte, erschien ein Knecht aus einem der Ställe, dem sie befahl, das Hofthor zu schließen und unter keinen Umständen zu öffnen, ehe sie dazu die Erlaubniß gegeben. Dann stieg sie, gefolgt von dem Kinde, die kurze Freitreppe empor und trat in das Haus.

Mit einem ingrinnigen Lächeln, wie der kampfeslustige Bertheidiger einer sichern Festung, drehte sie den schweren Hauschlüssel zweimal im Schlosse herum.

Das vollwangige Fieken riß seine himmelblauen Augen und seinen rothen Mund weit auf bei diesem außergewöhnlichen Gebahren der „ollen 'näg' Frölen“. Sonst betrat sie mit ihr den Herrschaftsraum oben nicht, sondern ging direkt in das Souterrain, und Thür und Thor waren nie verschlossen. Fieken blieb schüchtern an der Thür stehen, während das alte Fräulein durch den erwärmten großen Flur nach hinten ging, wo eine Magd beschäftigt war, große Buchenstämme langsam in den hellodernden weiten Kamin nachzuschieben,

in dem sie allmählig abkohlten. Eine nicht sehr ökonomische Art der Feuerung, die für den Holzreichtum und die konservative Verfassung dieser Häuslichkeit sprach.

Die großen Kachelöfen der Zimmer wurden in dieser Weise von außen geheizt, jeder Kamin speiste mehrere solcher Öfen und heizte nebenbei auch den Flur.

„Wo geht dem 'nägen Frölen, Mining?“ fragte die Herrin.

„O, de is god to Weg, se schlöpt,“ antwortete die Magd.

„Hed se ehr Fleischbröhh freegen un rohet Gi derachter?“

„Jo, det hed er god schmeckt un se hed hät ock sproken un seggt: ‚Ick bedank mi ock schön,‘ un hed en beten lächelt.“

„Got ehr schlopen un blieb bie ehr, ick hev noch to dohn un'n. Du lettst keenen Menschen rin, hörst, Mining, un wenn de Künig sülben wier!“

„Ach, min God — 'näg' Frölen — de Künig —“ stotterte die Magd erschrocken.

„De ock nich,“ bestimmte die Alte in grimmem Stolz, „hie bin ick Künig,“ und dann winkte sie dem Kinde und stieg mit ihm eine kleine mit Fliesen ge-

deckte Treppe unter der großen, schweren, nach der obern Etage führenden Eichenholztreppe hinab in das Souterrain.

Unten fand sie das Gesinde an langen, weiß geſcheuerten Tiſchen beim Mittagessen, ein halbes Duzend Knechte und ebenſoviel Mägde, die ſich ſämmtlich bei ihrem Eintritt erhoben. Die Herrin winkte.

„Bliedt ſitten, ick heb mi hüt verſpät'. Sie is Jenzmer Fieken. Dat ſteiht nich ſchlimm mit de Fru. Se is man bloß en beten ſchwach. Nu hür to, Karlin. De Jenzmer'sch freegt wat de annern ock in de Wochentiet freegen, un noch een Pott Warmbier extra. For det Lütte twee Pott söte Milk, de annern Göhren war'n em dabie helpen. De Fieken kümmt et holen, allweil nach de Schol. Nu maſ ſahrig, Karlin, dat det Kin to Huß kümmt; leg ock en Riſſen in den groten Henkelkorb, det de Pött warm blieven; fix! — Johann, Dien Schmeeren helpt nix, ick was im Knechtsſtall un heb mi det bekieft. Do möt fall Woater up un god Stroh unnerschmeten, lot em liggen, ſovel e will, denn ward dat bald widder god ſin.“

Dann befahl ſie noch, Fieken ein paar Schluck heiße Suppe auf den Weg zu geben, erledigte einige

Wirthschaftsfragen und stieg eine schmale Seitentreppe, in moderner Weise escalier dérobé genannt, die an den Vorrathskammern vorbei in die Garderobe und von da in ihr Schlafzimmer führte, hinauf. Mit Hülfe Mining's entledigte sie sich in der Garderobe ihrer Pelzhaube, Fausthandschuhe, des Gehrock's und der hohen Stiefel. Als diese Hüllen gesunken, erschien das alte Fräulein noch hagerer und größer als zuvor, ein enger, dunkler Rock von alter, unverwüstlicher Seide, von der man in der Jetztzeit nichts mehr weiß, als daß man sie nicht mehr herstellen kann, umschloß die dürre Gestalt. In der Fassung war das Kleidungsstück genau wie der Gehrock beschaffen, fußfrei mit Hammelkeulenärmeln. Unter der Pelzhaube hatte sich sehr volles graues Haar verborgen, welches hochfrisirt die einzige Bedeckung des sehr originellen Kopfes ausmachte. Nachdem Mining dem Fräulein ein paar weiche Hauschuhe angezogen, öffnete sie behutsam die Thür zum Schlafzimmer und ließ die Herrin eintreten.

Eine musterhafte Ordnung und Sauberkeit herrschte in dem hellen, großen Gemach, es hatte aber etwas militärisch Geradliniges in Aufstellung seines Inhaltes, nur fiel ein offenbar interimistisch eingeschobenes Bett neben dem großen Himmelbett auf, welches



die Ordnung störte. Dieß Feldbett war leer, das Himmelbett jedoch, von einfachen weißen Gardinen umgeben, enthielt eine Schläferin. Auf diese richtete sich der Blick des alten Fräuleins, und dieser Blick nahm dem harten Gesicht die Schärfe und Strenge und gab ihm etwas Mütterliches, zärtlich und besorgt erfaßten die grauen Augen das liebliche Bild im Himmelbett.

Aus einer weißen Tacke mit großen, faltenreichen Hals- und Handkrausen und hochgepufften Ärmeln sah ein goldhaariges junges Haupt und eine zarte weiße Hand hervor. Das Köpfchen lag sanft ruhend auf dem linken Arm, der Wand zugekehrt, man sah nur den weichen, losen Haarknoten, und ein Profil mit geschlossenen Augen und sanftgerundeter Wange. Der andere Arm lag auf der Bettdecke und die weite Flatterkrause umgab ein schmales Handgelenk und eine durchsichtig blasse Hand, welche mehr als das weiße Gesicht von Krankheit zeugte. Leise näherte sich die Lauschende, beobachtete sekundenlang das schwache, aber regelmäßige Heben und Senken der jungen Brust und streckte wie segnend ihre Hand darüber aus:

„Schlafe süß, mein Kind, Du bist in guter Hut! Gottes Engel und die alte, unerschrockene Tante wachen über Dir!“

Leise, wie sie gekommen, verließ sie das Schlafzimmer, aber durch eine entgegengesetzte Thür. Mining war im Nebenzimmer der Garderobe auf ihrem Posten; durch das breite, moosumkränzte Doppelfenster, welches nach dem Garten hinaus sah, fiel ein Strahl der Mittagssonne, der große weiße Kachelofen strahlte eine milde, behagliche Wärme aus, und die Wanduhr wiederholte ihr monotones Ticktack als einziges, die Ruhe nicht störendes Geräusch.

Von dieser stillen Ecke aus durchschritt das alte Fräulein ihr ganzes Parterre, die nach Süden gelegene hintere Front des Hauses und die westliche Seite, bis sie, aus einem Zimmer in das andere gelangend, ihr Arbeitszimmer, nach Norden und auf den Hof hinaussehend, erreicht hatte. Dieß führte direkt in den großen, die vordere Front fast ganz einnehmenden Flur, durch welchen sie vor einer halben Stunde eingetreten war.

Das Arbeitszimmer verrieth nicht, daß es den halben Morgen lang der Aufenthaltort einer Dame war. Es war schwach möblirt, ein großes Schreibpult mit Drehstuhl davor, ein unbedeckter Tisch, auf dem hölzerne Schalen mit Getraideproben und dergleichen gefüllt standen, einige handfeste Stühle und ein hartes Sopha machten die Möblirung aus. Unter

dem Drehstuhl lag ein aus Fuchspelz zusammengesetzter Teppich, sonst hatte das Zimmer nackte, weißgeseuerte Dielen. Hier empfing die Gutsherrin täglich ihre Bediensteten, Knechte und Mägde, die an der Thüre stehen zu bleiben hatten, hier saß sie hinter ihren großen Wirthschaftsbüchern, von denen das tägliche aufgeschlagen lag.

Das alte Fräulein nahm auf ihrem Drehstuhl Platz, sie konnte von hier den Hof übersehen und war selbst von dort nicht gesehen. Als ob nichts Anderes sie beschäftigte, durchsah sie die langen Kolonnen ihres Tagebuchs.

So wartete sie. Die Extrapost, auf die sie rechnete, kam aber nicht, und sie mußte doch längst den Ort erreicht haben. Ihre Vorsichtsmaßregeln waren unnütz gewesen. Die Chaussee, auf deren äußerstem Ende sie den Wagen erblickt hatte, führte direkt auf ihren Hof und ließ das Dorf rechts liegen. Ein Nebenweg führte von der Dorfstraße in die Chaussee, die Bauern aber konnten keinen Besuch mit Extrapost erwarten. Vielleicht — es kam ihr der Gedanke plötzlich — hatte der Wagen in dem Dorfkrug Halt gemacht, und der Feind nahte zu Fuß. Kaum gedacht, verkörperte sich ihre Vermuthung. Sie erblickte eine hohe Männergestalt, in Pelz gehüllt, jenseits

des Gitters am Hofthor. Der Mann mußte längs der Mauer aus dem ostwärts sich hinziehenden Dorf gekommen sein.

Nachdem der Fremde einige vergebliche Versuche gemacht hatte, das Thor zu öffnen, umging er die Mauer bis zu der Stelle, wo eine kleine Pforte nach dem Dorfe hin offen stand. Hier trat er in den Hof und schritt, von Niemandem aufgehalten, bis vor das Haus, welches er prüfend betrachtete.

Das alte Fräulein beobachtete mit bösem, kampfeslustigem Blick das Näherkommen des Mannes, von dem sie trotz ihrer scharfen Augen nichts erkannte, als daß er groß war und einen blonden Bart hatte, alles Andere verdeckte Pelz und Mütze. Anstatt die Freitreppe emporzusteigen, wie sie nun erwartete, klopfte der Fremde an eins der Fenster, die ihm den Blick in das Souterrain gestatteten. Wieder erwies sich die Rechnung des alten Fräuleins als falsch. Sie war auf einen ceremoniös auftretenden Feind im großen Stuhl gefaßt gewesen, dieß war ein familiär sich gebahrender Angreifer, der auf Schleichwegen vor die Hinterthür kam.

Mittlerweile kam Karlin aus dem Souterrain und fragte nach des fremden Herrn Begehr. Mit lauter, wohlklingender Stimme verlangte dieser das

Fräulein vom Haff zu sprechen. Er erhielt zur Antwort, daß „näg' Frölen“ sei beschäftigt. So war ihr befohlen worden. Nach einer kleinen Pause erkundigte sich der Fremde nach dem Befinden des jungen gnädigen Fräuleins. Die Magd war darauf nicht vorbereitet; sie antwortete nach kurzem Zögern, daß sie nichts davon wisse.

Darauf zog der Mann eine Karte aus der Tasche und befahl der Magd, das Blatt sogleich ihrer Gebieterin zu überbringen.

In wenigen Augenblicken hielt das alte Fräulein die Karte in der Hand. Was sie da fand, das überraschte sie vollends. Sie hatte mit höhnischem Lächeln die Karte in Empfang genommen und erwartet, einen hochtrabenden, großen Hoftitel und einen stolzen, unbekanntem Namen zu lesen, nun fiel ihr Blick auf einen wohlbekannten, schlichten Namen ohne Zubehör.

Es mußte sie von dem Blatt ein belebender Hauch anwehen, ihr steinernes Gesicht bekam Farbe, sie athmete schwer und senkte den Kopf, als ob sie ihre Bewegung verbergen wollte. Die Magd wartete an der Thür.

„näg' Frölen, wat sull ick dem Herrn seggen?“

Noch zauderte die Dame. Sie hatte sich beim

Eintritt der Magd von ihrem Drehstuhl erhoben und stand in der Nähe des Fensters. Ein Schatten fiel hindurch, sie sah auf — da stand auf den letzten Stufen der Freitreppe der Mann, an den sie bis zu diesem Augenblick nicht gedacht, den sie nicht erwartet hatte, den sie kannte und doch nie gesehen. Er stand da, dicht vor dem Fenster, und blickte ihr gerade in das Gesicht, nahm die Mütze von dem blonden Haar und grüßte sie respektvoll und ernst. Das offene, männliche Gesicht hatte einen herzugewinnenden Ausdruck, es übte wenigstens diese Wirkung auf das nicht allzu weiche Herz der alten Jungfer.

Sie gab der Magd den kurzen Befehl, den Herrn in den Saal zu führen. Die Magd that, wie ihr geheißsen, und Fräulein Euphrosyne vom Haff ging hochaufgerichtet ihrem Gaste durch eine Reihe von Zimmern entgegen. In dem sogenannten Saal, dem Speisezimmer des Landhauses, fand sie neben dem großen Eichentisch — Rolf Lemming in einfacher dunkler Toilette, das gute Gesicht mit den ehrlichen blauen Augen voll Spannung und Sorge, aber ohne jede Feindseligkeit auf die Eintretende gerichtet, die auf dem kurzen Gange Zeit gefunden hatte, sich wieder mit ihrem ganzen Stolz und Troß zu wappnen.

Rasch trat ihr Rolf entgegen, faßte kühn der Dame

Hand, die ihm nicht gereicht wurde, und neigte ehrerbietig seinen Kopf darüber. Wieder zuckte es in dem verwitterten Gesicht wie erwachendes Leben, die Bewegung wurde aber unterdrückt, und aus den schmalen, scharfgeschnittenen Lippen ertönte die wenig ermuthigende Frage:

„Was führt Sie her, mein Herr?“

„Die Sorge um mein Mündel,“ antwortete die sympathische tiefe Stimme, die schon von außen bis an ihr Herz gedrungen war.

Doch fragte sie beinahe drohend:

„Wer ist Ihr Mündel?“

„Das Fräulein Rose vom Haff.“

„Ich kenne keine Rose vom Haff, und von Ihrer Vormundschaft ist mir auch nichts bekannt. In meiner Obhut befindet sich das Freifräulein vom Haff, welche nach mir, ihrer Tante und Pathe, den Namen Euphrosyne führt.“

Das unwillkürliche „Gott sei Lob und Dank!“, welches sich der Brust des Gastes entrang, wohl aber nicht der letztbenannten Thatsache galt, wurde von der Dame recht gedeutet, denn sie fuhr etwas weicher fort:

„Ja wohl, ihm sei Lob und Dank, der die Thorheit der Menschen in Segen wandelte und ein

irreführtes, todkrankes Kind aus dem Verderben in treue Mutterarme führte. Sie sind indeß wohl kaum hergekommen, um mir das auszudrücken, was wünschen Sie also sonst noch?"

Ohne von der unfreundlichen Form der Frage Notiz zu nehmen, antwortete Kolf warm und bewegt:

„Nachrichten über den Zustand Rosens und über die Umstände, unter welchen die Kranke hieherkam.“

„Sie nannten sich den Vormund meiner Nichte,“ begann die Dame nach kurzem Ueberlegen, „und deßhalb — merken Sie sich's — nur deßhalb will ich Ihnen Rede und Antwort stehen, die ich Niemandem schuldig bin. Seit seiner Geburt ist mir das Kind von dem thörichten Vater — Gott möge ihm sein Unrecht verziehen haben — vorenthalten worden. Er zog es vor, sein Kind in fremde Hände zu geben, und sorgte dafür, daß es auch nach seinem Tode nicht anders wurde. Ich habe ihm vorausgesagt, was bei einer Erziehung, die nicht auf Heimat und Familiengefühl basirt, herauskommen würde, er hat sich selbst übertroffen. Mich hat man seitdem ignorirt. Weder von dem Eintritt meiner Nichte in die Dienstbarkeit eines fremden Hofes, noch von dem Tode meines Veters erhielt ich eine Anzeige. Der Bei-



tung blieb es vorbehalten, mich über den Unglücksfall und zugleich auch über das Schicksal der Waise zu unterrichten, deren sich Seine Königliche Hoheit der Großherzog, wie speziell Seine Hoheit der Prinz Joachim von A. in so gnädiger und väterlicher Weise erbarmten, wie das Hofjournal ausführlich meldete. Meiner Nichte will ich keinen Vorwurf machen, ein junger Stamm wächst, wie man ihn richtet, aber es war die Pflicht des Vormundes, mich wenigstens von den gefassten Entschlüssen in Kenntniß zu setzen. Ruhig — ich bin noch nicht am Ende,“ wehrte sie, als Rolf etwas einreden wollte. „Vielleicht hätte ich von selbst darauf kommen können, daß der Verstorbene Sie zum Vormund ernennen würde; es ist mir nicht eingefallen. Für alte Menschen läuft die Gegenwart schnell ab, die Vergangenheit steht still. — Ich dachte nicht daran, daß ein Sohn Rolf Lenning's bereits zum Vormund einer Euphrosyne vom Haff gereift sein könnte — Sie sehen Ihrem Vater merkwürdig ähnlich.“

Die Pause galt der Erinnerung, unter deren Einfluß das alte Fräulein jetzt dem Gaste sogar eine Zwischenbemerkung gestattete. Rolf fragte nämlich interessirt: „Sie kannten meinen Vater?“ worauf Fräulein Euphrosyne mit einem trockenen „Ja“ ant-

wortete, um sodann barsch, wie sie begonnen, ihren Bericht zu schließen.

„Nachdem das Mädchen für die Irrthümer des Vaters gebüßt hatte, körperlich elend und auch an der Seele krank, ließ der Zufall oder vielmehr Gottes Fügung es mich finden. Euphrosyne vom Haff gehört hieher, zu mir, ihrer einzigen Verwandten, ich habe sie wie ein vernachlässigtes, mir entzogenes Gut eigenmächtig an mich genommen, werde sie hüten und bewahren und versuchen, den Schaden auszubessern, den Andere angerichtet. Nun gehen Sie und theilen Sie meinen Willen Denen mit, die Sie geschickt haben.“

Kolf aber küßte die Hand der strengen Dame und überraschte sie mit der Versicherung, daß ihn Niemand geschickt habe und daß er als Vormund und Freund glücklich sei über die unerwartete Wendung in dem Geschick seiner Mündel. Dann entschuldigte er sich wegen des Mangels an Rücksicht gegen die einzige Verwandte Rosens, indem er versicherte, kaum jemals von ihr gehört zu haben.

„Wie kamen Sie denn aber dazu, Euphrosyne hier zu suchen?“ fragte die Dame und Kolf erzählte:

„Vor ungefähr sechs Tagen schickte ich meinen Inspektor nach Hundisburg in der Provinz Sachsen,

um Zuchtvieh zu kaufen, welches der Besitzer annoncirt hatte. Ich erhielt von dort die Nachricht, daß man in Verhandlungen mit einer Gutsbesitzerin aus Pommern stünde, welche sämtliche Prachtexemplare in Beschlag genommen habe und persönlich zugegen sei. Der Inspektor erbat sich Vollmacht, die Dame eventuell zu überbieten. Gerade als ich mit diesen Wirthschaftsangelegenheiten beschäftigt war, traf die Nachricht von dem räthselhaften Verschwinden Rosens ein. Ich vergaß alles Andere und war im Begriff, den Schlitten zu besteigen, der mich nach der nächsten Poststation bringen sollte, als ich einen zweiten Brief aus Sachsen erhielt des Inhalts, daß der Handel mit dem Fräulein vom Haff auf Alt-Damm in Pommern zwar abgeschlossen, daß es jedoch nicht unmöglich sei, der Dame einige Exemplare abzugewinnen, da sich Schwierigkeiten beim Transport herausgestellt hätten. Fräulein vom Haff sei von Gundsiburg nach Hannover gegangen, woselbst sie sich in Geschäften mehrere Tage aufhalten und auch Zahlung leisten würde. Diese Nachricht entbehrte momentan des Interesses für mich, und ich würde sie vergessen haben, wenn der Zufall sie nicht in eine Kombination gezogen hätte. Nachdem ich vergeblich die Bahnstrecke von K. nach Berlin durch-

forscht hatte, erfuhr ich von dem Fürsten Scherikoff, der sich zu gleichem Zweck wie ich unterwegs befand, daß eine halbnärrische Südin aus B., einer kleinen Station zwischen Berlin und Hannover, während einiger Stunden die Reisegefährtin Kosens gewesen und einer dritten Dame erwähnt habe, von welcher sie auch ein Taschentuch aufwies. Die Redensarten, welche mir der Fürst aus dem Munde der Südin über diese dritte Dame wiederholte, deren Namen sie nicht wußte, und das mit E. v. H. und einer Freiherrnkronen gezeichnete Tuch wirkten plötzlich wie eine Erleuchtung auf mich. Ich erinnerte mich der Daten, die ich über die Reiseroute des Fräulein vom Haff, Alt-Damm in Pommern, durch meinen Inspektor bekommen, verglich sie mit denen der Fahrt Kosens und konnte kaum noch zweifeln, daß ich mein Bündel hier, geborgen in Ihrem mütterlichen Schutz, finden würde.“

Fräulein Euphrosyne die Aeltere hatte aufmerksam zugehört und hin und wieder zustimmend genickt. Jetzt vervollständigte sie das Abenteuer durch einige Einschiebungen, die zusammengefaßt Folgendes ergaben: Ihr Bankier in Hannover hatte ihr Veranlassung zur Unzufriedenheit gegeben. Resolut und kurz gefaßt hatte sie mit ihm gebrochen und war

nach Berlin gefahren, um dort ihre Geldangelegenheiten zu arrangiren. Die große, unruhige Hauptstadt war ihr sehr unsympathisch, sie wurde länger aufgehalten, als sie erwartet hatte, und kam fast zu spät zur Bahn. Dadurch war ihre Laune gestört worden. Beim Besteigen des Damencoupés glaubte sie anfänglich, der männliche Eindringling würde sich entfernen, sobald die Fahrt begann. Sie hielt ihn wegen seiner chevaleresken Aufmerksamkeiten für den Courmacher der jungen, eleganten Dame. Zu ihrer Ueberraschung fuhr der Herr mit, und da der Schaffner die Billette revidirte, als der Zug sich in Bewegung befand, so konnte ihrer und des Beamten energischer Forderung, das Coupé zu verlassen, von Seiten des lebhaft Demonstirenden bei der nächsten Haltestelle erst Folge geleistet werden. Das stille, zurückhaltende Wesen der jungen Dame hielt die Aeltere für den Uerger und die Kränkung über die Ausweisung des Courmachers. „Die Früchte moderner Erziehung“ waren eines ihrer Stichworte, hier glaubte sie einem schlagenden Beweis für ihre Kontroverspredigten begegnet zu sein.

Später nahm die stöhnende Jüdin ihre Aufmerksamkeit in Anspruch. Das alte Fräulein hatte im Grunde ein mitleidiges Herz und war mit Passion

Arzt. Sie redete die Person an, befragte sie über ihren Zustand und begann alsbald an ihr zu kuriren. Nun saß die Patientin aber der jungen Reisegefährtin gegenüber, die ganz theilnahmlös sich weder „rückte noch rührte“ und auch auf nachdrückliche Bemerkungen über den Hochmuth und die Hartherzigkeit eleganter, vornehm fein wollender Damen nicht im geringsten reagirte.

Eine bleierne Müdigkeit hatte von Rose Besitz genommen, ohne daß sie zu schlafen vermochte. Die unruhige Nachbarschaft störte sie nicht, sie hörte kaum, was man sprach, denn jeder Laut drang wie aus weiter Ferne zu ihr, und wenn sie die Augen öffnete, erschienen auch diesen alle Gegenstände schattenhaft und entfernt.

Als der Zug hielt, erschien Scherikoff zur Erbitterung des alten Fräuleins am Fenster, die ihn mit strengem Blick und Wort zurückwies. Endlich unter lebhafter Verwirrung und Hast war die kranke Jüdin hinausbefördert worden, und die alte Dame fing an hinter ihr aufzuräumen, warf ihr noch einige Gegenstände nach und sammelte ihr eigenes verstreutes Eigenthum. Sie hatte eine ganze Borrathskammer an Flaschen und Büchsen in ihrem Reisefack und packte Alles säuberlich in Papier und Tücher

gewickelt wieder ein. Die junge Reisegefährtin rührte sich nicht. Da vermißte die Alte ihr Taschentuch, sie suchte überall, packte nochmals Alles aus und wieder ein, das Tuch war fort. Plötzlich bemerkten ihre scharfen Augen den Zipfel eines weißen Tuches aus dem Muff der schweigsamen Gefährtin hinaus- hängen. Sie faßte diesen Zipfel und zog daran das Tuch aus dem Muff. Ueber diesen Angriff erschrocken, machte Rose eine gewaltsame Anstrengung, um der Betäubung Herr zu werden. Sie brachte die Worte: „Mein Tuch!“ mühsam über ihre Lippen.

„Nein, mein Tuch!“ erwiderte die Andere bos- haft und hielt es Rosen mit dem Namenszug vor die Augen.

Rose ermannte sich zu einer Bewegung, nahm das Tuch und deutete auf das Zeichen, indem sie sagte:

„Hier — E. v. H.!“

„Hier — E. v. H.!“ wiederholte spöttisch die Andere, hob den Kopf und deutete mit dem magern Zeigefinger auf ihre knöcherne Brust, hinter der sich so viel menschenfreundliche Gesinnung barg: „Euphro- syne vom Hass mit Ihrer gütigen Erlaubniß.“

Einen Augenblick machte die Ueberraschung in Verbindung mit ihrer Schwäche die arme Rose ganz

verwirrt, dann begriff sie, daß sie hier die einzige Verwandte ihres verstorbenen Vaters, die Tante und Pathe Euphrosyne, von der ihr der Papa immer als von einer sonderbaren, aber hochachtbaren Person gesprochen, vor sich habe.

Ohne daß sie es sich in Gedanken klar machte, fühlte ihr Herz: „Hier naht dir Hülfe, Erlösung, dieß Herz sendet dir Gott,“ und sie raffte sich auf, stammelte ein paar Worte, schlang beide Arme um die Hochüberraschte und brach schluchzend an ihr zusammen.

Anfänglich begriff das alte Fräulein nicht, was plötzlich in die hochmüthige Reisegefährtin gefahren war, durch die offenbare Hülfsbedürftigkeit der jungen Person fühlte sie sich aber gleich zu Mitleid bewegt. Sie hielt die Leidende liebevoll in den Armen, nahm ihr den Hut ab, wusch ihr mit der „selbstgezogenen Essenz“ Stirn und Schläfe, ließ sie davon auch etwas einathmen, flößte ihr ein paar Tropfen Wein ein und fühlte sich immer mehr angezogen von dem lieblichen blassen Gesicht, welches vage Erinnerungen in ihr erweckte. Als Rose sich dann unter ihren Bemühungen erholte, ihr mit den dunklen Augen so kindlich flehend in das Gesicht sah und flüsterte: „Liebe Tante Euphrosyne, verlaß mich nicht!“, da



war das schnell und scharf kombinirende alte Fräulein sofort orientirt und nach Kurzem auch mit ihrem Entschluß fertig. Das halb bewußtlose Mädchen konnte ihr nur wenig mittheilen. Die Erklärung, wer sie sei, und eine Andeutung ihrer verlassenen, trostlosen Lage genügten aber, um in Verbindung mit den eigenen Wünschen und einem Drang nach Genugthuung einen abenteuerlichen Plan zur Ausführung zu bringen.

Rose war ganz unfähig zu denken und zu überlegen, sie überließ sich willenlos der Führung ihrer Tante und dem wohlthuenden Gefühl des Geborgenseins, wie sich wohl der Schiffbrüchige dem rettenden Arm überläßt, der ihn aus dem Kampf der Elemente zieht.

Fräulein Euphrosyne vom Haff war, wie schon angedeutet, auch Arzt, das heißt sie besaß einige Kenntnisse und viel praktische Erfahrung auf dem Gebiet der Krankenbehandlung. Nicht nur in ihrem Besitztum, sondern im ganzen Kreise war sie dafür bekannt und oft in Kollision mit Menschen- und Thierärzten gekommen, die sie gerne der Kurpfuscherei angeklagt hätten, wenn nicht glänzende Erfolge und der fanatische Glaube der Landbewohner ihr zur Seite gestanden wären. Auf Meilen im Umkreise von Alt-Damm gab es keinen Arzt, und man holte zu Kindbetten, in

Epidemieen und akuten Krankheiten Rath und Hülfe beim „ollen 'näg' Frölen von Alt-Damm“. So glaubte die alte erfahrene Frau denn auch sicher zu erkennen, daß Rosens Zustand eine Folge von Erschöpfung sei, sie überzeigte sich von der Fieberlosigkeit der Patientin und entführte sie resolut bei Nacht und Nebel in ihre Heimat, wobei sie sich in's Fäustchen lachte bei dem Gedanken an die Bestürzung und Ueberraschung, welche sie dem prinzlichen Hofe bereitere. Die Nacht begünstigte ihr Unternehmen, in Hannover wechselte sie die Züge, benützte den nächsten nach Nordosten führenden und nahm aus Vorsicht ein ganzes Coupé, um ungestört zu bleiben. Für ihre Befehle nach Alt-Damm hatte sie den Telegraphen in Bewegung gesetzt, so war Alles zum Empfang der Kranken vorbereitet, und die beiden Damen wurden von der letzten Poststation durch die bewußte große Bombe, die alte Familienkutsche, abgeholt, die schon vor siebenzehn Jahren zur Aufnahme der jungen Euphrosyne vorbereitet gewesen. Uebrigens versetzte der zunehmende Lähmungsprozeß in dem Zustand Rosens sie doch in große Besorgniß, sie war nicht im Stande, die Kranke anders fortzubewegen, als daß sie dieselbe wie ein hilfloses Kind auf dem Arm trug, was ihr übrigens durch-

aus nicht schwer wurde. Bei Rose trat immer mehr die schlafähnliche Betäubung ein, welche Sprache und Bewußtsein aufhob.

Beruhigt fühlte sich Fräulein Euphrosyne erst, als sie ihren Pflegling in ihrem eigenen großen Himmelbett geborgen sah. Wie eine sanft Schlummernde lag das junge Mädchen da, Puls und Athem waren kaum bemerkbar, das Herz schlug schwach und langsam, das Gesicht war blaß bis in die Lippen, die Haut kühl. Tag und Nacht wachte Tante Euphrosyne an dem Lager der Nichte, beobachtete jede Veränderung und that, was sie nach ihrer Erfahrung für geboten hielt. Von Zeit zu Zeit stößte sie der Kranken zweckentsprechende Nahrung ein, ohne daß dieß den Schlummer oder eigentlich die Betäubung unterbrach. Die letzte Nacht, ehe Lemming eintraf, hatte die alte Tante neben ihrem Pflegling selber Ruhe suchen können, Puls- und Herzschlag hatten sich gehoben, die Kranke hatte sich bewegt, die Augen geöffnet, der Tante die Hand gereicht und die gebotene Nahrung nicht als Arznei, sondern mit Behagen genommen. Daraufhin hatte das „olle 'näg' Frölen“ es am Morgen gewagt, ihre Nichte auf eine Stunde zu verlassen, um andere Patienten zu besuchen, die sehnsüchtig ihrer harreten.

Der Umstand, daß Rose kein Stück Garderobe, keinen Toilettegegenstand außer ihrer Reisekleidung bei sich hatte, setzte Niemand in Verlegenheit. Tante Euphrosyne besaß volle Truhen an Haus- und Leibwäsche, ganze Schränke voll Kleider, alte unverwüstliche schwerseidene Stücke, verblichen und von altmodischer Fassung, aber ausreichend für eine ganze Familie. Diese Vorräthe wurden immer von Zeit zu Zeit durchgesehen, die Wäsche jeden Sommer gebleicht und die Kleider gelüftet; es war daher frisches, blendend weißes Leinen, in welches Rose gehüllt wurde, als man sie ihrer Reisekleider entledigte, und die breiten, tieffaltigen Spitzentrausen, die vollen Ärmel und weiten Ausschnitte der faltigen Hemden und Jacken kleideten das junge Mädchen durchaus nicht schlecht.

Nachdem sich Kolf mit dem alten Fräulein verständigt hatte, versprach sie ihm einen Blick auf ihren schlafenden Pflegling, aber unter der Bedingung, daß Kolf sich durch keinen Laut und keine Bewegung bemerkbar machen dürfe. Sie ging ihm voraus bis an ihr Schlafzimmer, überzeugte sich von der fortwauernden Ruhe der Rekonvaleszentin und erlaubte dem Gaste, von dessen Gemüthsverfassung sie trotz ihrer Erfahrung keine Ahnung hatte, in die Thür

zu treten. Rose lag wie zuvor, nur hatte sie das Haupt gewandt, so daß Kolf ihr Gesicht sehen konnte. Die Veränderung in demselben, in der ganzen Erscheinung Rosens erschütterte ihn mächtig.

Das war nicht die blühende Knospe, die er vor Jahr und Tag so schwer bekümmert von sich ließ, auch nicht die strahlende Rose, die er nach Monaten am Hofe wieder fand, ebensowenig die geknickte Blüte, deren thauschweres Haupt an seiner Brust geruht: es war eine weiße Rose, unberührt und duftig, wie eben vom Strauch gebrochen; weicher Schmelz auf den Blättern, aber von so zarter Schönheit, daß der Anblick dem Schauenden in das Herz schnitt!

Die Tante berührte mahnend seinen Arm — er konnte sich von dem herzbewegenden Bild nicht losreißen! Die Hände ineinander geschlagen, den Blick von Thränen verdunkelt, so rang seine Seele mit dem Allmächtigen um dieß theure Leben.

„Erhalte, erhalte sie, mein Gott, nicht für mich, erhalte sie dem Glück, dem Leben! Gib ihre süße Schönheit nicht dem Tode zum Raube! Bewahre sie vor Schmerz und Leid, gib sie dem Leben wieder — meine süße junge Rose, damit sie an dem Herzen des Glücklichen, den sie sich erwählt, die Seligkeit der Erde genießen kann!“

Ein sanftes Lächeln theilte die Lippen der Schlafenden, die weißen Lider hoben sich langsam, zögernd schwand ein freundlicher Traum. Tante Euphrosyne schloß leise die Thür und zog den tieferschütterten Kolf in das nächste Zimmer.

Er konnte nicht gleich sprechen; das alte Fräulein sah, wo es fehlte, sie nahm für ihn das Wort und tröstete ihn:

„Sie finden Euphrosyne sehr verändert, mein Lieber! Das ist ganz natürlich. Ich habe sie ja vor ihrer Krankheit nicht gesehen, kann Ihnen aber die Versicherung geben, daß es gut geht, die Krankheit hat den Höhepunkt überschritten, es ist keine momentane Gefahr vorhanden. Ueberlassen Sie Ihre Sorgen Gott. Das Kind steht in seiner Hut und meiner Pflege. Wenn sein heiliger Wille es nicht anders beschließt und mir kein fremder Mensch hier störend eingreift, keine Nachricht, kein Brief die Kranke erschreckt, so soll sie bald wieder aufblühen.“

Bittere Reminiscenzen machten sich bei Kolf geltend und er gab ihnen Worte:

„In diesem Zustand konnte man sie auf die Reise schicken, sie ohne Schutz und Hülfe einer Nachtfahrt aussetzen! So konnte dieser Mann handeln, der sich vermaß, Vaterstelle an ihr zu vertreten!“

„Das ist mir weniger verwunderlich, als daß ein Arzt — allerdings ein Hof- oder Leibarzt“ — Fräulein Euphrosyne betonte das Wort verächtlich — „so gewissenlos handeln konnte! Aus den wenigen Worten, die meine Nichte bisher sprach, geht hervor, daß sie tagelang bettlägerig war und auf Befehl des Prinzen mit Einwilligung des Arztes sozusagen aus dem Bett in's Coupé gestiegen ist. Ich weiß nichts Positives, nach dieser grausamen Behandlung möchte ich aber auf ein Zerwürfniß schließen.“

„Ich bin im Stande, Ihnen genaue Auskunft zu geben, mein gnädiges Fräulein,“ sagte Rolf, dessen Gesicht sich verfinsterte. „Wenn es möglich wäre, Ihre Entschlüsse zu festigen, so würden meine Nachrichten dazu geeignet sein. Nicht genug kann ich Gottes Weisheit und Gnade preisen, die Rosens Geschick in so einfache, natürliche und glückliche Bahnen leitete. Der Weg lag nahe, und wir thörichten Menschen konnten ihn nicht finden! Nach innen ist Rosens Schicksal geordnet, nach außen werde ich es ordnen.“

Und er gab dem alten Edelfräulein, welches inmitten ihrer ländlichen Abgeschlossenheit, ihrer einfachen Beschäftigungen sich den Stolz ihres alten Geschlechts bewahrt hatte, eine übersichtliche Schilder-

zung der Verhältnisse und Verwicklungen, in denen Rose sich befand. Hofverhältnisse waren dem Landfräulein fremd, aber sie fand sich zurecht in der gezeichneten Umgebung, unter den Charakteren am Hofe zu X. Kolf schloß mit einem Kommentar zu der unglücklichen Reise.

Immer straffer richtete sich während der kurzen Erzählung Fräulein Euphrosyne vom Haff empor, immer strenger und drohender wurden ihre scharfen Züge. Die grauen Augen loderten in fast jugendlichem Feuer, Zorn und Stolz durchglühten selbst die welken Wangen. Als Kolf schwieg, nahm sie das Wort:

„Ihr, meiner Nichte, dem Freifräulein Euphrosyne vom Haff, der Tochter eines preußischen Offiziers, soll Genugthuung werden, und wenn ich sie persönlich bei Seiner Majestät dem Könige suchen müßte. Ich werde die Gerechtigkeit anrufen und Genugthuung finden, dafür stehe ich mit meinem Namen und meiner Ehre.“

„Sie sprechen mir aus der Seele,“ entgegnete Kolf, „auch ich verlange Genugthuung für mein Mündel, und Prinz Joachim soll durch seinen Hoheitstitel nicht verhindert werden, sie mir zu geben.“

Die Dame machte eine Bewegung mit Kopf und Hand, als ob sie dem Unverstand eines Kindes wehrte.



„Unsinn! Das ist nichts als Thorheit und wird nicht geschehen. Mit dem Knallen einer Pistole wird kein Stäubchen von der Ehre eines Mädchens geblasen. Das macht bloß Skandal und liefert der Klatschsucht bildsamen Stoff. Nein, nein, da weiß mein alter Kopf besseren Rath! Anfänglich dachte ich freilich nur daran, das Kind stillschweigend zu behalten. Sie sollten es suchen, Sorge und Angst sollte die Strafe ihres Leichtsinns und ihrer Grausamkeit sein. Nun liegt die Sache anders. Hieher sollen die Leute kommen, die an meiner Nichte gesündigt haben,“ sie wies mit dem Zeigefinger vor sich auf den Boden, „Abbitte sollen sie leisten, in Gala und Ehrenkleid, offiziell, nach allen Anforderungen ihrer Etikette, so sollen sie das Hoffräulein Ihrer Hoheit der Prinzessin von K. von diesem meinem Besitzthum abholen, in allen Würden an den Hof zurückgeleiten und ihr dort vor aller Welt Anerkennung und dann — den von uns geforderten Abschied in aller Form ertheilen. Das verlange ich von diesen Hofleuten — von Ihnen aber, Kolf Lemming, fordere ich, daß Sie sich mir fügen. Ich habe ein Recht auf Ihre Willfährigkeit, obwohl ich nie Gebrauch davon machte, hier mag es mir dienen.“ Sie ging an einen schmalen Schrank, einen sogenannten

Sekretär, und suchte unter alten Schriftstücken ein vergilbtes Blatt hervor.

„Lesen Sie das, Kolf Lemming.“

Es war ein Brief seines Vaters aus weit zurückliegender Zeit. Aus diesem Schreiben ging hervor, daß sein Vater mit Fräulein Euphrosyne verlobt gewesen, wahrscheinlich aber das häßliche Mädchen nie geliebt hatte. Er dankte ihr für das durch sie gelöste Verlöbniß, welches er selbst auf Kosten seines Glückes aufrecht erhalten haben würde, nannte sich in sehr bewegten Ausdrücken ihrer Liebe unwerth und nahm schließlich aus ihrer großmüthigen Hand das Glück seines Lebens in Empfang. Zum Schluß sagte er, daß er und seine Nachkommen ihr Andenken wie das einer Heiligen werth halten würden, und wenn sie jemals in die Lage kommen sollte, von ihm oder einem der Seinen einen Dienst zu verlangen, so sollte es eine theure Pflicht der Dankbarkeit sein, ihr zu willfahren.

Das Leben hatte sie nie wieder zusammengeführt, vielleicht hatte der früh Verstorbene der Wohlthäterin vergessen, seinem Sohne war jedenfalls nichts von der ihm überkommenen Verpflichtung bekannt geworden. Nachdem Kolf sich bewegt von den weichen Schriftzügen losgerissen, aus denen unter Liebe und

Leid ein verklärendes Licht auf die harte Erscheinung vor ihm fiel, fragte er:

„Wußte meine Mutter davon?“

Die schmalen Lippen der alten Jungfer zuckten spöttisch.

„Es handelte sich um sie, mein junger Freund. Ihr Großvater Lemming war ebenso hart und streng, als Ihr Vater weich. Der alte Mann hatte uns verlobt; ich war ein Mädchen so recht nach seinem Sinn, und er sah in der Verbindung ein Glück für seinen Sohn. Bis an seinen Tod konnte er es mir nicht vergeben, daß ich aus Laune seinem Sohn das Wort brach“ — sie lachte in sich hinein — „er ahnte nicht, wer ihm die sanfte, schöne Schwiegertochter zugeführt hatte, die er aus Trotz gegen die häßliche, rauhe, treulose Euphrosyne sogleich acceptirte. Und nun wissen Sie, warum Sie mir als das Ebenbild Ihres Vaters Interesse einflößen und warum Sie es dulden sollen, daß meine Hand in Ihre Pläne greift.“

Sie klopfte ihn auf die Schulter und endete freundlich:

„Es soll auch dießmal nicht zum Schaden des Hauses Lemming sein.“

Dann ging sie zur Berathung der nächstliegenden Schritte über. Rolf wollte seine Nachrichten persön-

lich dem Prinzen überbringen, auch warteten in Berlin Wulbradt und Scherikoff voll Sehnsucht auf ihn. Die Tante und Pathe war nach einigem Zögern einverstanden damit, verlangte aber, daß Kolf auch sogleich ihre Forderungen dem Prinzen mittheilen sollte. Auf Zusendung der Toilettegegenstände Rosens wollte sie sonderbarerweise durchaus nicht eingehen. Den modernen Plunder wollte sie mit der modernen Erziehung abgestreift wissen, sie war stolz darauf, ihre Nichte selbst zu kleiden, doch überzeugte Kolf sie endlich davon, daß die Nichte einige liebgewonnene Gegenstände vermissen könnte, wenn sie wieder das Bett verlassen würde, und so willigte sie endlich ein, den Koffer mit dem modernen Plunder zu empfangen, unter keinen Umständen jedoch die dazu gehörige Kammerjungfer.

So kehrte Kolf denn nach Berlin zurück. Unterwegs hatte er Zeit, die so schnell einander folgenden Eindrücke der letzten Tage in sich zu verarbeiten.

Er hatte sich nicht berechtigt geglaubt, das Geheimniß der Liebe Rosens ihrer Tante anzuvertrauen. Möchte sie das zu geeigneter Stunde selber thun.

Mit Wulbradt wollte er aber Alles gleich in's Reine bringen. Er dachte an den Moment, wenn er an Vaters Stelle ihr den Verlobten zuführen

würde, ob ihr Gesichtchen dann wohl wieder rosig blühen, ob sie es verschämt an Onkel Kolf's Brust bergen würde! An sein eigenes Geschick dachte er nicht, es war ihm gleichgültig. Nicht im entferntesten war es ihm eingefallen, einen Vergleich zu ziehen zwischen dem Opfer, welches Euphrosyne die Aeltere seinem Vater gebracht, und dem andern Opfer, welches er für das Wohl der jüngern Euphrosyne zu bringen Willens gewesen. Er würde unwissentlich die Schuld seines Vaters durch ein größeres Opfer abgetragen haben. Fräulein Euphrosyne verzichtete auf ein Glück, welches sie nicht mehr besaß, er aber wollte die ganze Zukunft hingeben, um Rose eine momentane Zuflucht zu bieten.

Und nun hatte er sich nutzlos gebunden, sie brauchte sein Opfer nicht einmal. Vorübergehend nur gedachte er der schönen Lory, er fragte nicht: „Wird sie dich beim Wort nehmen oder nicht?“ sondern nur: „Sie soll sich nicht getäuscht haben!“ Kolf war nie einem weiblichen Wesen näher getreten, seine beiden Ideale — die Mutter und Rose — hatten sein Herz ausgefüllt. Die Liebe zu dem Kinde war fest gewurzelt, mit ihm verwachsen, wie der Leib mit der Seele, und stets von der Ueberzeugung begleitet gewesen, daß er für sie „nur Onkel Kolf“ sei. Kolf

hatte wenig in der Welt, das heißt der gesellschaftlichen, gelebt, er besaß auch keine Menschenkenntniß. Einfach und gerade, wie er war, nahm er die Menschen. So hatte ihm die schöne Gräfin Lory durch ihr munteres, frisches Wesen, ihre scheinbare Offenherzigkeit, ihren Freimuth, ihre Kühnheit beim Reiten gefallen. Er hielt sie für klug, vorurtheilsfrei und vor Allem für die Freundin Rosens. Auch kannte sie die Verhältnisse, hatte auch seines Herzens Schwäche durchschaut und knüpfte an diese Verbindung mit ihm keine schwärmerischen Erwartungen, betrachtete sie vielmehr als eine Versorgung für sich und im Uebrigen als einen Pakt zwischen zwei ehrenhaften Menschen, die von einander nicht mehr verlangten, als sie selber gaben.

Sentimentale Schwärmerei lag ihm selbst ferne und er wußte, daß Namen und Besitz ihn verpflichteten, früher oder später doch zu heirathen. Warum nicht gleich? So war es in ihm beschaffen, ohne daß er es sich klar machte oder sich darum sorgte. Seine Gedanken umkreisten Rose, sie absorbirte sein ganzes Denken und Fühlen.

In Berlin hatte er zuerst mit Bulbradt eine lange Auseinandersetzung, nach welcher Rolf auch den Brief Rosens an Bulbradt als Antwort auf dessen Antrag

laß. Er fand darin nur eine Bestätigung dessen, was er bereits dem Schreiben Rosens an Scherikoff entnommen: den schüchternen Ausdruck jungfräulicher Liebe, die, im Entwickeln begriffen, den eigenen Reichtum selber noch nicht kennt. Die Verhältnisse des Bewerbers und seine Persönlichkeit waren vertrauensflößend, Kolf konnte als Vormund nichts gegen eine solche Verbindung einwenden. Er verabredete mit Wulbradt, der ihm mit großer Wärme und Offenheit begegnete, daß die Verlobung geheim bleiben sollte bis zur Genesung der Braut. Es war jetzt auch nicht mehr nöthig, den Prinzen im Voraus davon zu benachrichtigen, da Rose dem Dienstverhältniß entrückt blieb.

Alsdann wurde Kolf von dem Prinzen empfangen. So stürmisch der Abschied gewesen, so friedlich war das Wiedersehen. Der Prinz hatte den Freimuth, als Erstes sein Unrecht einzugestehen, die verschiedenen „faux pas“ zu bedauern, die er hauptsächlich dem Grafen Petow in die Schuhe schob, und sich die Vergebung Rosens zu erbitten. Damit war der Stachel entfernt, und der hohe Herr konnte sich aufrichtig über die unerwartete Aufklärung und die überstandene Gefahr, in welcher Rose geschwebt, freuen. Er kam wiederholt auf die unverantwort-

liche Taktlosigkeit Petow's zurück, der die junge Dame allein habe reisen lassen und nicht einmal auf den Bahnhof begleitet habe, und gedachte auch der Gewissenlosigkeit des Arztes, welcher unter solchen Umständen zur Fahrt habe rathen können. Dabei vergaß er, was er über diesen Fall Widersprechendes an Wulbradt geäußert. Schließlich erbot sich der Prinz, um etwaigen Gerüchten zu begegnen, zu Erklärungen nach verschiedenen Richtungen.

Rolf lehnte dieß Anerbieten ab, nannte dagegen als wirksameres Aequivalent die Forderungen der mütterlichen Schützerin Rosens, des Fräulein Euphrosyne vom Haff. Etwas verlegen antwortete der Prinz:

„Mein lieber Freiherr, Sie kennen die Verhältnisse nicht; was Sie da verlangen, ist einfach unmöglich. Mein Hofstaat ist nicht so stolz gegliedert, wie Sie anzunehmen scheinen, vorläufig besitze ich weder einen Hofmarschall, noch eine Oberhofmeisterin. Beide sind mir als Ehrenschnuck für den Aufenthalt in Berlin von meinem durchlauchtigsten Onkel, dem Großherzog, sozusagen geborgt worden. Momentan disponirt die Prinzessin nicht einmal über einen Cavalier. Sie sehen, es ist unmöglich, Ihrem Verlangen zu entsprechen. Ich kann über den Hofstaat



Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs doch nicht verfügen.“

„Ich bedaure, auf meiner Forderung bestehen zu müssen,“ erwiderte Rolf ernst, „nur diejenigen Personen, durch welche die höchsten Herrschaften sich eventuell vertreten lassen, können in diesem Falle genügen. Wie das zu arrangiren, vermag ich nicht zu sagen, das bleibt die Sache Eurer Hoheit.“

Um die peinliche Angelegenheit zu beenden, die ihm eine Flut von *désagrémens* eingetragen und mit einem *mésentendu* zwischen ihm und dem Berliner Hof und einem *ridicule* vor dem kritisirenden Berliner Publikum enden konnte, willigte Prinz Joachim schließlich in Alles, was Lemming von ihm verlangte. Dieß kleine Kötschen vom Ostseestrand, welches dem Prinzen, wie dieser nachträglich überzeugt war, nur ein ganz vorübergehendes Interesse eingeflößt, hätte ihm beinahe drei Duelle mit untergeordneten Persönlichkeiten eingetragen, mit Scherikoff, Bulbradt und Lemming! Diese Leute waren Alle wie toll — unbegreiflich! Ehre war dabei nicht zu holen, Prinz Joachim konnte sich in allen Fällen nur lächerlich machen. Die Sache kostete ihn schon den Adjutanten. Bulbradt that zwar noch Dienst und wollte den Prinzen auch nach K. zurückbegleiten,

seine Abberufung stand aber fest. Auch mit ihm hatte der Prinz eine Aussprache, in welcher er sich ähnlich wie gegen Lemming äußerte. Wulbradt empfing die etwas schwülstige Erklärung des Prinzen sehr gemessen. In Rosens Interesse mußte es ihm genügen, die Angelegenheit in friedliche Geleise gekommen und so still als möglich verlaufen zu sehen. Aus dieser Erwägung ließ Wulbradt auch den Oberstallmeister ungefährdet, der sich höchst verlegen im Kreise drehte, ohne den Muth zu haben, nach einer Seite hin Front zu machen. Graf Petow befand sich in sehr unbequemer Lage.

Dem Prinzen diente er als Sündenbock und ließ sich als solcher von dem hohen Herrn recht schlecht behandeln.

Scherikoff zeigte ihm grollende Verachtung, Wulbradt völlige Nichtachtung, und der Graf heuchelte zu alledem eine krampfhaft Unbefangenheit.

Scherikoff blieb nur noch kurze Zeit in Berlin, seit die belle Rose ihm entschwunden, interessirte ihn dort nichts mehr, er ging nach Petersburg zurück.

Auch die anderen hohen und höchsten Gäste verließen die Hauptstadt. Zuerst Fürst Bückler. Während eines Diner bei den Majestäten machte er die Beobachtung, daß Prinzess Amalie sich von Neuem

metamorphosire. Sie war ihm gegenüber befangen und zerstreut, die spöttische Ueberlegenheit, die sie dem Gemahl gegenüber mit so viel Anmuth zu entfalten begonnen, war einer ruhigen Wärme gewichen, einem freundlichen, ernstern Interesse. Das ließ die kleine Frau älter und reifer erscheinen und gab dem Fürsten zu denken.

Bei seiner Abschiedsvisite empfing Prinzess Amalie den Fürsten allein, sie war weniger herzlich als sonst, vermied es, ihn anzusehen, sprach viel, aber unruhig und hastig und wich jeder Hindeutung auf ihr Verhältniß zu dem Gemahl aus.

Endlich fragte der Fürst sie lächelnd:

„Wie hat sich denn mein Rezept bewährt?“

Prinzess Amalie erröthete lebhaft und dann wandte sie sich entschlossen und zeigte dem alten Freunde mit einem Male den kindlich offenen, lieben Ausdruck, den er seit Kurzem vermißt hatte.

„Es war nur ein Palliativ, lieber Fürst, oder besser gesagt, ein Reizmittel, welches über ein tiefer liegendes Uebel täuschte. Sie sind ein lieber Freund und ein kluger Lehrer, aber — die Ehe und das deutsche Frauenherz kennen Sie doch nicht ganz. Für eine Weile geht es mit dem Brillantfeuer der Koketterie, aber das Herz bleibt dabei leer und der

Herd kalt. Es gibt ein anderes Feuer, werthvoller und verborgen, eine stille, intensive Glut, aus welcher man mittheilen kann und selber reicher dabei wird, mit der man auch die heilige Flamme des häuslichen Herdes speist. Man muß nur maßvoll sein und des Guten nicht zu viel thun, das verstand ich von Anfang nicht.“

„Das echte deutsche Weib!“ sagte der Fürst, der, im Sessel zurückgelehnt, seine Schülerin mit dem Interesse des Forschers betrachtete, „es existirt also doch noch!“

„Haben Sie daran gezweifelt?“ fragte Prinzess zärtlich bedauernd. „Sie armer Mann haben dann ja das Beste aus der Heimat verkauft und sind vielleicht deshalb ein einsamer Wanderer geblieben.“

„Vielleicht — ja! — aber — wo stimmt denn die Rechnung so ganz und gar? Vielleicht verrechnete ich mich in diesem einen Punkt, übrigens ist auch nicht Jedem eine Amalie bestimmt, und an dem häuslichen Herdfeuer als pot au feu — da — verzeihen Sie — kochte ich über oder auch ein — nein, nein — meine kleine Herzensfreundin, das wäre nichts für mich. Ich wärme mich lieber einmal an dem Herdfeuer guter Freunde, baue mir wohl auch hin und wieder ein leichtes provisorisches Nest.“ — Er lächelte, durch irgend eine Erinnerung amüsirt, strich

mit der schlanken weißen, aber kraftvollen Hand, die das Alter nicht verrieth, den schwarzen Vollbart und fuhr dann, die abirrenden Gedanken sammelnd, ernster fort: „Es wird mich aufrichtig freuen, wenn es Ihnen gelingen sollte, das heilige Feuer zu unterhalten. Mich alten, unverbesserlichen Zugvogel lassen Sie nur ziehen, ich breite demnächst die Schwingen zu einem neuen Flug, der Sonne entgegen, hier wird es mir zu enge.“

Prinzeß Amalie sah traurig zu ihm auf.

„Wann werden wir uns wiedersehen? Ob wohl wieder eine so lange Zeit darüber verstreichen wird?“

„Kleine Heuchlerin! Sie werden mich so leicht entbehren wie meine Weisheit. Das ist das Schicksal guter Freunde, sie sind Lückenbüßer — das heißt für den Glücklichen, und ich wünsche Ihnen von ganzem Herzen, daß Sie mich und meine Erfahrung niemals mehr nöthig haben möchten.“

Verlezt wandte Prinzeß sich ab. Der Fürst hat:

„Gönnen Sie mir noch einen freundlichen Blick, liebe Amalie, ich möchte Ihr Bild, wie ich es da vor mir sehe, mit auf die Reise nehmen. Photographieen habe ich, wie Sie wissen, und ich brauche sie auch nicht. Das Schöne prägt sich mir fester und treuer ein, als in den unvollkommenen Apparat

dieser Erinnerungsmaschinen, und steht mir dann jeden Augenblick zur Verfügung, wogegen das Unschöne, Unsympathische in mir von selbst erlischt. Daher kommt es, daß ich nie mit unangenehmen Erinnerungen zu thun habe. Dem fatalen Augenblick werde ich gerecht, dann aber ist er abgethan und darf mir die Zukunft nicht schädigen. Das wäre Selbstmord. Und nun sehen Sie, wenn ich nach einem Genuß, einem Stück frischen Lebens, etwas, welches den vollen, ganzen Menschen in Anspruch nahm, ruhe, das heißt in kühlem, behaglichem Raum und leichter Kleidung dem Körper Gelegenheit gebe, zu ersehen, was er ausgegeben, das ist die Zeit, in welcher ich mein Album durchblättere, den Geist erfrische an schönen, freundlichen Erinnerungen. Von der kleinen Amalie besitze ich ein herziges Bild, und ich möchte das holdselige junge Weib daneben als Pendant einreihen, lassen Sie sich von mir, für mich photographiren, mein Apparat ist gut und der Augenblick günstig, ich sah Sie nie so — wie soll ich sagen — so harmonisch!“

Sie stand vor ihm, er nahm ihre beiden Hände, hielt das junge Weib etwas von sich ab und betrachtete es, wie man ein Bild betrachtet, mit vollem ästhetischem Genuß. Ihre Augen wurden feucht.

„Nein, nein, bitte, Amalie, warum den schönen Augenblick trüben! Nicht weinen! Sie studiren ja Oekonomie, lernen Sie auch mit dem kostbaren Naß der Thränen sparsamer sein. Ein Weh, welches nach Stunden keine Thräne mehr fordert, ist auch in der ersten zu theuer damit bezahlt. Welches ist Ihnen der liebste Abschiedsgruß? Auf Wiedersehen, nicht wahr? So sagen wir treuherzigen Deutschen. Ich würde den englischen Gruß vorziehen, das fare well. Man darf für sich nichts von der Zeit erwarten, das ist die beste Art, sich mit ihr abzufinden, denn die Zeit bleibt das Einzige, was sich der Herrschaft des Menschen entzieht. Also — fare well!“

„Gott mit Ihnen!“ flüsterten die bebenden Lippen der jungen Frau.

Er küßte noch einmal ihre Hand, blickte sie mit strahlenden Augen ein letztes Mal an und sagte:

„Auch so — das ist eine andere Form für denselben Gedanken.“

## Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Sechs Wochen waren über die im letzten Kapitel geschilderten Ereignisse hingegangen, der Winter hatte sich langsam in seine ewige Heimat zurückgezogen; die Residenz A. lag wie gebettet in Weilchen und oben am Haff schmolz Eis und Schnee. In Alt-Damm regten sich fleißige Hände, um sich der winterlichen Decke zu entledigen; große Karren voll Schnee und Eis wurden aus dem Dorf gefahren, die Besitzerin legte besonderen Werth darauf, ihr Gut so schmuck als möglich zu halten; zu Ostern mußten die Häuschen der Käthner mit Palmen, das heißt den ersten knospentreibenden Weidenruthen geschmückt, die kleinen Fenster spiegelblank und die Vorhänge frisch gewaschen sein. Ostern stand nahe bevor und der warme Sonnenschein verhieß auch für die Fluren ein Festkleid, es sproßte schon unter dem Schnee. — Um das Herrenhaus sah es aber noch recht winterlich



aus. Das olle 'näg' Frölen ließ sich von Niemanden, auch von der Sonne, kein K für ein U machen. Darum war denn auch das Aprikosenspalier an der Südseite des Hauses noch dicht mit Matten bedeckt, die Doppelfenster und Mooskränze zwischen den Glaswänden spotteten der warmen Sonne, sie fielen ihr vor dem Himmelfahrtstage niemals zum Opfer. Grüne Ostern, weiße Pfingsten, sagt man da oben im Norden und mit Recht, manche frühe Blüte erstarrte schon im späten Schnee.

Aber im Hause — da herrschte Frühlingsluft und Frühlingsstimmung. Tante Euphrosyne hatte eine glückliche Hand in Pflege von Menschen, Thieren und Blumen, es gedieh ihr Alles und sie war stolz darauf. Im Wohnzimmer hegte sie einen köstlichen Blumenflor, lauter Frühlingskinder: Hyazinthen, Maiglöckchen und Beilchen, die auf den breiten Fensterbrettern, wie man sie im Norden und Osten hat und zu traulichen Fensterplätzchen benutzt, aufgereiht standen; nicht malerisch gruppirt, sondern soldatisch geordnet in Reih' und Glied. Es steckte etwas durchaus Militärisches in dem alten Fräulein, wenn gleich sie in ihrer Abgeschlossenheit nur wenig Soldaten zu Gesicht bekommen hatte, es lag ihr aber im Blute.

Eben waren zierlichere Hände als die ihren am

Fenster mit den Blumen beschäftigt, ein frisches, junges Gesicht neigte sich entzückt über die duftenden Frühlingsboten tiefer und tiefer, bis die Blumen Lippen und Wangen berührten.

Im Hintergrunde des großen Zimmers war die reckenhafte Gestalt des alten Fräulein vom Haff mit Mustern eines Korbes voll Wäsche beschäftigt. Sie beobachtete aber nebenbei auch das Gebahren der Nichte und freute sich des anmuthigen Bildes.

„Vor vier Wochen hatten Deine Wangen ungefähr die Farbe der weißen Hyazinthe,“ bemerkte sie mit zufriedennem Lächeln, „heute beschämt die Wange meine Blume.“

„Wie kühl und frisch diese Blüten sich anfühlen,“ erwiderte Rose, immer wieder das Gesicht in die Blumen steckend.

„Nimm Dich in Acht, Kind, der Duft ist zu stark, er könnte Dir Kopfschmerzen machen. Geh' in das andere Zimmer, Du kannst ein paar von den Töpfen mit Beilchen und Maiglöckchen dort unterbringen, aber keine Hyazinthen, die duften zu stark.“

„Darf ich sie nach meinem Geschmack dort aufstellen, Tantchen?“

„Nur keine Unordnung hinein bringen!“

„Tante Euphrosyne, wie kannst Du nur die armen

Blumen in Kompagnieen rangiren, so läßt sie doch der liebe Gott nicht wachsen?“ wandte Rose ein.

„Ganz richtig, der liebe Gott läßt die Blumen wie die Kinder wild aufschießen und der Mensch veredelt und erzieht sie. Dafür hat er Verstand und Ordnungssinn vom lieben Gott bekommen.“

„Aber auch Schönheitsinn, Tantchen! Sieh' nur — jede Blüte variirt in der Form, wie reich und zwanglos gestaltet die Natur diese anmuthigsten ihrer Geschöpfe und Du möchtest sie drillen wie die Soldaten.“

„Es würde bald schön um die Natur bestellt sein, wenn der Mensch mit der Weisheit, die ihm von Gott dazu geworden, nicht hineingriffe und ihr den nöthigen gesunden Zwang anthäte. Laß mir meine Ordnung, nur die allein regiert die Welt.“

Rose ging zur Tante hin, umfaßte sie zärtlich und bat:

„Tantchen, kannst Du denn diesen langweiligen Korb voll Wäsche nicht der Mine zum Durchsehen geben?“

„Kind, wo denkst Du hin! Da sieht man, daß Dich keine richtige Hausfrau erzogen hat!“

„Aber Mine ist doch ein so gutes, tüchtiges Mädchen!“

„Eben darum werde ich sie und meine Vorräthe nicht in Gefahr bringen, sich gegenseitig zu verschlechtern! Geh' nur nach vorne, Kind, und sieh' auf die Chaussee hinaus, wie Du schon den ganzen Morgen thatest, in einer halben Stunde könnte Friedrich nun wirklich da sein, der Weg ist ziemlich frei vom Schnee.“

Friedrich war der Kutscher und Fräulein Euphrosyne erwartete einen Gast, der bis B. mit der Bahn kommen und von da abgeholt werden sollte.

Rose war an diesem Morgen mit einem freudigen Schreck erwacht, am Abend war ein Brief von Onkel Rolf gekommen, der seine Ankunft für den nächsten Tag ansagte, und Rose hatte bereits die ganze Nacht vom Wiedersehen geträumt. Als sie erwachte, wurde sie sich mit einem süßen Schreck bewußt, daß es ja Wahrheit werden sollte, wovon sie geträumt.

Die Tante hatte gescholten, daß Rolf keine Stunde für seine Ankunft gemeldet, sie wollte nicht, daß er wieder mit Extrapost käme, dießmal sollte ihn Friedrich mit der Bombe holen. Am frühen Morgen schon war die alte Familienkutsche abgefahren, der erste Zug hatte den Gast nicht gebracht, nun wurde er mit dem zweiten erwartet. Rose hatte sich mit einem Kuß von der Tante getrennt, deren Strenge

sie durchaus nicht einschüchterte, und war dann in ihr Observatorium, der Tante Arbeitszimmer, zurückgekehrt.

Sie war wieder so blühend und frisch wie damals, als der Vater sie an den Hof führte, nur vollendeter in den Formen und auch im Ausdruck gereift. Die Erfahrungen dieses Jahres hatten aus dem Kinde das Weib entwickelt; die Frucht reift im Sonnenschein, das Menschenherz aber im Schmerz doppelt schnell.

Im Arbeitszimmer der Tante hing neben dem Sekretär an ganz absonderlicher Stelle ein kleiner Spiegel, gerade der Ausgangsthür gegenüber. Er diente dem ollen 'näg' Frölen zur Beobachtung ihrer Dienstbefohlenen, die des Morgens mit den jeweiligen Meldungen dort an der Thüre auf der Strohmatte stehen blieben, während sie vor ihren Büchern auf dem Drehstuhl thronte. Dieß Arrangement erleichterte ihr den Verkehr, denn sie brauchte sich nicht umzuwenden und konnte die Leute im Spiegel beobachten.

Rose hatte vor den Doppelfenstern gestanden, über die Mauern hinaus in die leeren Felder gesehen, die schwärzlichen, fahlen Baumäste der Allee durchspäht und in dem stillen Hof die vereinzeltsten

Knechte und Mägde auf ihren Gängen nach und von den Ställen beobachtet, endlich die schreienden, zankenden Sperlinge gezählt, während die sonst so flüchtigen Minuten schwerfällig und langsam den stürmisch vordrängenden Gedanken nachhinkten; es war kaum zu ertragen! Nun nahm Rose sich vor, es abzuwarten, bis der Knecht am Pferdestall viermal — nein, nur dreimal mit den beiden Eimern vom Brunnen gekommen sein würde, ehe sie sich wieder nach der großen Pendeluhr umsah, die hinter ihr so unerbittlich gleichmäßig tickte.

Der Knecht war noch nicht zum dritten Mal im Stall, da sah sie sich schon begierig um — es waren noch keine sieben Minuten vergangen! Nun wollte sie den großen Haufen Sperlinge auszählen, die sich vor der Thür um einen unerklärlichen Leckerbissen stritten, ehe sie sich wieder umsah — es kamen immer neue Sperlinge dazu — 18 — 19 — 20 — ach — sie zählte ja die Pendelschläge der bösen Uhr und es war immer die halbe Stunde noch nicht abgelaufen! Er kam sicherlich etwas früher, die Ungeduld, sie wieder zu sehen, mußte ihn eilen lassen, er würde den alten Friedrich und seine dummen, dicken Braunen gewiß antreiben! Zu wem in der ganzen Welt konnte es Onkel Rolf ziehen, wenn nicht zu ihr! Sie fühlte

es mit einer heißen Genugthuung, daß Niemand ihm theurer sein konnte, als seine kleine Rose.

Klein? Sie war es nicht mehr, sie war sehr gewachsen, es kam ihr sogar vor, als ob sie noch in den letzten Wochen merklich gewachsen sei, ihre Kleider schienen kürzer und auch enger geworden zu sein, wenigstens die alten, von denen sie heute eins angelegt hatte.

Sie wollte Dunkel Rolf in dem hellen Sonnenschein nicht als Trauernde begrüßen, darum hatte sie ein dunkelgraues wollenes Kleid angezogen und ein paar Beilchen vor die Brust gesteckt. Ob er es gleich sehen, überhaupt ob er sie verändert finden würde? Sie trat vom Fenster weg an den kleinen Spiegel, um sich ein Urtheil über diesen Punkt zu verschaffen. Das Spiegelglas war nicht hell, die Sonne hatte es verbrannt und nun gab es alle Bilder wie durch einen Staubschleier. Rose fuhr mit der Hand darüber, es blieb so — es hing ein feiner Schatten über ihr, etwas Unklares! Sie war heute entsetzlich sensitiv! Dieser graue Schleier, durch den sie sich erblickte, bedrückte sie, Dunkel Rolf fand sie gewiß gar nicht mehr hübsch und sie wollte ihm doch so sehr, sehr gerne gefallen! In diesen Spiegel hatte sie noch nie geschaut bis zur Minute, das trübe

Bild war vielleicht von böser Vorbedeutung — da fiel ihr Blick auf die Chaussee und sie erkannte im eilenden Lauf die geschmähnten Braunen, die Bombe — da — da — an den kahlen Bäumen vorüber — in wenigen Minuten mußte sie schon den Friedrich erkennen! Wie das Herz klopfte — was sollte sie thun, was wollte sie doch thun — sie konnte sich auf nichts besinnen, athemlos, als ob sie mit den flüchtigen Thieren wettlief, stand sie am Fenster, bis das Hofthor sich öffnete — sie hatte sich vorgenommen, ihm entgegenzulaufen, ihn draußen am Wagen zu empfangen, und nun lief sie fort vom Fenster bis in die fernste Ecke des Zimmers, wo sie, beide Hände vor das Herz gepreßt, als ob sie es vor dem Zerspringen bewahren wollte, stehen blieb.

Draußen wurden Stimmen laut, Thüren geöffnet, feste Schritte erklangen auf dem Steinflur und dann öffnete sich die Thür, an der ihre Blicke gebannt hingen, und Onkel Rolf breitete ihr die Arme entgegen:

„Rose, meine Rose!“ Sie konnte sich nicht regen, sie zitterte an allen Gliedern und sah ihn nur an mit den tiefen, leuchtenden Augen. — „Geliebtes, theures Kind, Gott segne die Stunde, in der ich Dich endlich — endlich wiedersehe,“ sagte er weich und zärtlich, indem er ihr Haupt an seine Brust drückte.



Rose weinte, die Freude machte ihr Schmerz, sie konnte nicht anders als weinen, und Onkel Rolf küßte ihre Stirn, ihre Augen und liebkooste mit den großen Händen, die Rose so oft kindisch verspottet, ihre Wangen. Diese heißgeliebten Hände! Ehe er sich's versah, sie selber es wußte, hatte sie seine Hand geküßt, inbrünstig, aus dem wild aufschwellenden Herzen heraus, und dann schämte sie sich und umfaßte ihn schnell und versteckte von Neuem ihr Gesicht an seiner Brust. Sie hatte es nicht gesehen, wie bei ihrem Kuß ein dunkles Roth über sein Gesicht fuhr; als sie den Kopf erhob, war Onkel Rolf sehr blaß. Er bemühte sich, recht ruhig und vernünftig zu sein, und es gelang ihm insofern, als Rose sich langsam bis zu Worten und zum Lächeln sammelte.

Sie sprachen Allerlei, Unbedeutendes, nur nicht von dem, woran die Herzen so schwer trugen, und dann gingen sie zu Tante Euphrosyne. Trotz des aller Anmuth baren Außern der Inhaberin und der anmuthlosen Ordnung des großen Gemachs wehte es Rolf wie Rose, den beiden elternlosen Kindern, so heimatlich warm, so herzberuhigend entgegen, als ob sie da eben Hand in Hand zur Mutter in's traute Heim von langer Reise zurückkehrten. Das alte

Fräulein war keineswegs weich und zärtlich, sondern wie die alten Bäume ihrer Scholle durch rauhe Winde knorrig und hart geworden. Im Innern bewahrte sie Saft und Kraft, und trieb ihr Lieben auch keine anmuthigen Blüten, so bot es doch den starken Schutz der rauhen, hartästigen Eiche.

Sie empfing ihren Gast ernst und würdig, begegnete ihm aber trotz ihrer Zurückhaltung mit vollem Vertrauen, denn sie that nichts halb. Unter den Dreien entspann sich bald ein heiteres, trauliches Gespräch, welches sich um Rosens Hineinwachsen in die fest ausgeprägte, eigenartige Häuslichkeit bewegte.

„Nur in Deine Kleider, Tanten, konnte ich nicht hineinwachsen,“ sagte Rose lachend und beschrieb ihr erstes Erscheinen bei Tische in einem haushigen Brokatkleide mit langer Schnebbentaille. „Die Tante wollte nämlich durchaus meinen Koffer nicht öffnen lassen und Vina hatte die Schlüssel nicht mitgeschickt, so ging ich mehrere Tage in einer Urgroßmutterrobe einher, und es müssen wahre Riesinnen gewesen sein, diese alten Fräulein vom Haff, denn ich bin doch nicht klein, aber ich ertrank förmlich in den Urgroßmuttertoiletten.“

„Die Fräulein vom Haff waren bisher alle groß,“ antwortete die Tante mit Selbstgefühl, indem sie sich

zu ganzer Höhe aufrichtete, „Du bist noch nicht ausgewachsen, darum paßten Dir die Ausstattungsroben der beiden Schwestern meines Vaters nicht ganz. Sie waren in Deinem Alter, aber auf dem Lande groß geworden, daher besser entwickelt.“

„Nun, vielleicht nehme ich hier bei Dir noch so viel zu, daß mir die Roben der Großtanten schließlich passen.“

„Urgroßtanten,“ berichtigte Fräulein Euphrosyne, „ich bin nämlich eigentlich Deines Vaters Tante, jene Beiden waren schon seine Großtanten. Sie starben kurz nach einander, ganz jung, an einem hitzigen Fieber. Es war ehemals Sitte, den Töchtern des Hauses die Ausstattungsstruhen frühe zu füllen und die Staatsgewänder bereit zu haben, sobald sie erwachsen waren. Nun beerbte mein Vater die Schwestern und vererbte mir, als einziger Tochter, die Ausstattungsstruhen meiner Tanten. Von mütterlicher Seite besitze ich auch werthvolle Schätze der Art, die ich selbst noch niemals anlegte.“

„Du hast sie mir nie gezeigt, Tante Euphrosyne.“

„Nein, Du hast Besseres zu thun, als die todte Pracht zu bewundern,“ erwiderte die Tante ironisch, „es kommt aber wohl einmal die Zeit, in der Du auch solche Schätze zählen wirst.“

Nach dem einfachen Mittagessen, bei welchem Mine in weißem, steif gestärktem Häubchen mit breiten weißen Bändern, gekreuztem, festgestecktem Brusttuch und großer weißer Schürze aufwartete, schlug die Tante vor, daß Rose dem Vormund ihr Stübchen zeigen sollte.

Die beiden Euphrosynen hatten auch nach Rosens Genesung das gemeinschaftliche Schlafzimmer behalten, außerdem aber besaß Rose einen kleineren Raum, in welchem sie nach Gefallen schalten und walten konnte, ohne der Tante Geschmack Rechnung zu tragen. Zwar moquirte sich dieselbe über die schiefstehenden Möbel und die geniale Unordnung, aber sie machte keinen Versuch zur Berichtigung des „modernen Unsinn“. Das gemeinschaftliche Schlafzimmer war den Beiden aber zu lieb geworden, um es aufzugeben, nur wollte Rose das große Himmelbett nicht länger behalten und die Tante mußte sich den Rücktausch gefallen lassen. Und sie litt es sogar, daß ihre Ordnungsregel, alle Möbel an die Wände zu stellen, hiebei eine Störung erlitt, denn Rose bettete sich dicht an die Seite der Tante; es war ihr ein süßes Glück, neben einem sie liebenden Herzen zu ruhen, und sie hatte es seit dem Tode der Mama Lemming entbehren müssen.

Im Alter braucht man wenig Schlaf, das alte Fräulein vom Haff schlief nicht viel, nicht lange! Rose ahnte nicht, wie oft das strenge Gesicht bei dem matten Schein des Nachtlichtes sich über sie neigte und welch' inbrünstige Gebete über ihrem jungen, ruhenden Haupt lautlos zum Allmächtigen aufstiegen. Die alte Jungfer machte nicht viel Wesens von ihrem Gottesdienst, führte Gottes Namen nicht im Munde, sondern im Herzen und diente ihm durch die That.

Rose führte den Freund in ihr Stübchen, in ihre eigene, kleine Welt, welche mehr als Worte von ihrem inneren Leben verrieth. Aber Rolf war blind, er sah all' die vielen Kleinigkeiten, die er ihr geschenkt, von denen sie sich nie getrennt, mit liebender Sorgfalt bewahrt, und sie sagten ihm doch nur, was Rose ja selber glaubte, daß sie „nur von Onkel Rolf“ seien. Und zudem war er zerstreut, denn er hatte etwas auf dem Herzen und konnte den Moment zum Aussprechen nicht finden.

Endlich bot sich ihm ein Anknüpfungspunkt. Er fand in einem Photographiealbum das Bild Wulbradt's. Rose war so von dem Glück der Gegenwart Rolf's hingenommen, daß alles Andere dadurch wie ausgelöscht schien, sie achtete kaum auf die Bilder, welche Rolf nach einander umwandte.

Blöthlich sagte er, ohne sie anzusehen, während das Bild Bulbradt's in seiner Hand lag:

„Ich habe Dir Wichtiges mitzutheilen, Rose.“

Es durchfuhr sie wie ein Stich, ein Schatten fiel in die süße Gegenwart, sie wußte sogleich, wovon Kolf sprechen wollte, aber sie schwieg. Noch immer das Bild betrachtend, fragte Kolf: „Bulbradt ist Dir sehr lieb, nicht wahr?“

„Meine Rose“, wollte er sagen, änderte es aber in: „Mein Kind“.

„Ja, Onkel Kolf,“ antwortete sie leise.

So ruhig, wie es ihm möglich war, fuhr Kolf fort:

„Er sprach mit mir und ich las auch Deinen Brief an ihn. Nun komme ich in seinem Auftrage, Dir zu sagen, daß Deine Bedingungen erfüllt sind. Durch den Brief der Prinzess, die Erklärungen des Prinzen und der Oberhofmeisterin, wie durch den Antrag des Herrn von Tepling sind wohl Deine krankhaften Bedenken beseitigt. Du hast den jungen Offizier abgewiesen, aber aus seiner Bitte gesehen, wie hoch man das Glück schätzt, welches Du mit Deiner Hand zu gewähren vermagst. Was soll ich also Bulbradt sagen? Er bat mich, sein Fürsprecher zu sein.“

Rose hatte Zeit gehabt, sich zu sammeln, sie antwortete mit einem Anflug von Stolz und Herbheit:

„Das hast Du nicht nöthig. Wolbradt besitzt mein Wort und ich will es ihm halten.“

„Wie kühl das aus Deinem Munde klingt! Das sieht Dir gar nicht ähnlich. Ich erwartete einen Jubel des Glückes, wie früher, wenn ich Dir für einen Herzenswunsch Erfüllung brachte.“

Wieder regte es sich wie Zorn und Stolz in ihrem Herzen und sie wollte fragen: „Wer sagt Dir denn, daß dieß ein Herzenswunsch ist?“ Aber ihre Aufwallung war ihr selbst unerklärlich, und das Gefühl, welches sie zwang, dieß zu verbergen, nicht minder. Sie antwortete ausweichend:

„Es überraschte mich eben, Onkel Rolf, ich fühle mich hier so glücklich, daß ich gar keine Veränderung wünschte.“

„Rose, dann liebst Du ihn nicht, wie er es hofft und seine Liebe wohl auch verdient. Ich glaube, Wolbradt würde seine Seligkeit um Dich hingeben.“

„Niemand kennt ihn besser als ich,“ erwiderte Rose heftig, „Du brauchst mir wahrhaftig den Werth dieser Liebe nicht anzupreisen. Wolbradt's Herz ist lauter Gold, und wenn er mich seiner werth hält, so macht mich das stolz und glücklich. Antworte ihm das, Onkel Rolf, und füge hinzu, daß ich ihn hier erwarte.“

Rolf betrachtete mit wehmüthiger Bewunderung das erregte Mädchen, das ihm mit brennenden Wangen und leuchtenden Augen beinahe feindlich gegenüberstand.

„Hast Du denn ganz vergessen, Rose, daß Dein Glück stets auch das meine ausmachte? Warum weist Du meine Theilnahme so unfreundlich zurück? Hat die Liebe Dich so ganz verwandelt? Denke, Dein Vater spräche zu Dir.“

Sie sah ihn verwirrt an.

„Ich bin nicht anders geworden, und Du — Du bist doch nicht mein Vater.“

„So ist es das allein?“ fragte Rolf traurig und zärtlich; „sieh' Kind, ich fühlte wohl, wie schwer es mir werden würde, an seine Stelle zu treten, aber ich wollte es zu bessern versuchen. Rolfshagen sollte Dir wieder Heimat werden, wie früher, als meine Mutter noch lebte. Sie fehlt dem einsamen Hause und ich suchte Ersatz für die Unerseßliche — suchte ein Herz für die leere Stelle, und das fand ich, Rose.“

Von unbestimmten Schrecken erfaßt, starrte sie ihn an und fragte mechanisch:

„Was fandest Du, Onkel Rolf?“

„Ein Herz, welches sich mir vertrauend hingeben und Dir Mutterliebe bieten sollte.“



Noch immer begriff sie nicht, was er meinte, es lag so ganz außerhalb ihrer Vorstellungen, außerhalb jeder Möglichkeit.

„Was meinst Du?“

Mit einem Versuch, die Schwere des Geständnisses durch eine scherzhafte Fassung zu mildern, sagte er:

„Nun, Rose, ich wollte es machen wie Du eben, ich wollte mich auch verheirathen —“

Rose stieß einen Schrei aus, vom Schmerz erpreßt, aber fast einem kurzen Auflachen ähnlich.

„Du — Du — heirathen?“ stammelte sie dann.

„Dich wundert das,“ fuhr er fort, „ich konnte es mir denken. Du dachtest wohl nicht, daß sich Jemand finden werde, der Dunkel Rolf mit den blonden Händen und dem rothen Gesicht' nehmen würde? Ich bin auch selbst noch nicht so ganz gewiß, ob sie es thun wird. Mein Schicksal ruht in ihrer Hand, wie Wulbradt's in Deiner.“

„Aber — wer — wer?“ brachte Rose mühsam über ihre Lippen und sah so verstört aus, daß Rolf sie zu beruhigen suchte.

„Keine Fremde, Rose, eine Freundin, viel älter als Du, fast so alt als ich, aber schön und gut wie Du, vielleicht wirst Du sie viel zu schön für mich finden — es ist Gräfin Lory.“

Ein zweiter Schrei entriß sich der Brust Rosens, dießmal erinnerte es nicht an Lachen, es tönte Leidenschaft, Zorn und Schmerz daraus hervor.

„Das sollst Du nicht — das darfst Du nicht!“  
— rief sie in höchster Erregung; „es ist unmöglich — sag', daß es nicht wahr ist.“

„Aber, Rose, theures Kind —“

„Nein — ich bin kein Kind, will Dein Kind nicht sein, hörst Du mich wohl! Du sollst, Du kannst die Lory nicht heirathen, sie schlich sich hinter rücks an Dich — darum fragte sie immer nach Dir — Du kennst sie ja nicht, sie ist nicht meine Freundin — Du kannst sie nicht lieben — o, mein Gott — mir ist, als wenn ich Dich aus einer entsetzlichen Gefahr befreien müßte.“

„Rose, Du mißkennst die Gräfin, sie ist Deine beste, treueste Freundin.“

„Ich will aber ihre Freundschaft nicht, und werde nie — niemals den Fuß über die Schwelle von Kolfshagen setzen, wenn sie — sie — dort — ach — es ist ja nicht auszudenken —“ Sie barg das Gesicht mit der Hand.

„Beruhige Dich, Rose, ich meinte es gut, ahnte nicht, daß Du eine bessere Heimat bereits gefunden, und dachte, daß Du wieder zu mir in das alte Haus

kommen könntest, wenn ich dort nicht mehr allein sein würde.“

Jetzt lachte Rose wirklich, aber so bitter, daß ihr Lachen ihm weher that, als ihr Zorn.

„Ein Opfer also — und für mich! Armer Rolf, armer Thor! Geh“, setzte sie verächtlich hinzu, „Du hast Dich von einer Koketten fangen lassen, Dich in die rothe Heye verliebt, wie die Meisten thun, heirathe sie, diese schöne, kluge Gräfin — aber sage nicht, daß Du es um meinetwillen thust. Ich brauche Dein Opfer nicht, ich lache Dich aus, denn ich habe mir ein Besseres erwählt, einen Mann, der mich nicht aus Mitleid für eine Andere wählt.“

„Du bist grausam, Rose! So grausam warst Du selbst als Kind nicht, wenn Du die Blumen, die ich Dir gesucht hatte, zerpfücktest und mir lachend in das Gesicht warfest. Einen Thoren nennst Du mich — wohl magst Du Recht haben, doch auch über dem redlichen Thoren waltet Gottes Vorsehung! Mein Schicksal kommt ja auch nicht in Betracht, es handelt sich um das Deine; wenn ich über Dein Glück beruhigt bin, so — sind wir fertig miteinander; ich lege auch mein Amt als Vormund in Deines Mannes Hand, wenigstens der ideellen Form nach.“

Auf den leidenschaftlichen Ausbruch folgte Stille,

Rose hatte sich ohne Reflexion dem wilden Aufruhr überlassen und nun kam die Ueberlegung mit ihrem kalten Licht und beleuchtete die Zerstörung.

Rolf sprach noch ruhige, ernste Worte, und sie hörte ihn still an, ohne darauf zu achten; nur als er zum Schluß fragte, ob er mit der Tante das Nöthige wegen ihrer Verlobung verabreden solle, sagte sie heftig: nein, sie wolle das selber thun.

So trennten sie sich, nachdem die Herzen sich vorher getrennt, Rolf wollte seine Rückfahrt vorbereiten, Rose blieb in dem kleinen Zimmer zurück, eine Beute schmerzlichen, schamvollen Erkennens. Sie hatte sich einem Andern versprechen können, ohne das dumpfe Weh ihres Herzens zu verstehen, aber als Rolf sein Herz einem fremden zu eigen geben wollte, da wurde es in ihr Tag, ein grelles, schneidendes Licht folgte auf die süße, träumerische Dämmerung, und sie erkannte nach dem ersten leidenschaftlichen Aufwallen, was ihr Herz seit lange erfüllt, ihr Schmerz, ihr Glück, ihr Sehnen und Fürchten gewesen! Sie wußte nun mit einem Male, daß sie ihn immer geliebt hatte, egoistisch, tyrannisch als Kind, unbewußt als Jungfrau und nun — heiß und innig mit dem vollen, hingebenden Herzen des Weibes! Und er? In grausamem Hohn bot er ihr die zweite Stelle

in seinem Herzen, er liebte sie, wie man ein Kind liebt, ruhig, leidenschaftslos, begehrenslos, denn er warb für einen Andern um sie! Hocherröthend, in vernichtender Scham, dachte sie daran, wie sie an seinem Halse gehangen, wie sie seinen Kuß geduldet, wie sie — seine Hand geküßt — sie glaubte sterben zu müssen vor Scham! Nur der Stolz konnte sie schützen, ihn rief sie zur Hülfe!

Wenn Rolf ihre Schwäche ahnte, was mußte er von ihr denken! Hier gab es nur eine Rettung, sie mußte ihre Verlobung mit Wulbradt beschleunigen, ihm gleich das endgültige Wort senden, ihn kommen lassen zum Schutz gegen Rolf, das heißt zum Schutz gegen ihr eigenes Herz. Bisher hatte sie Wulbradt gern gehabt, er war ihr auch in seiner Person unangenehm gewesen, jetzt plötzlich fühlte sie eine Abneigung, einen Widerwillen, den sie sich zum Vorwurf machte! Was konnte er dafür, daß sie ihr Herz nicht verstanden? Sie grübelte weiter: Wenn Rolf sie nun geliebt und ihr soeben sein Herz geboten hätte, anstatt ihr seine Liebe für die Gräfin Lory zu gestehen — war sie nicht gefesselt? Konnte sie zurück, ohne Wulbradt schweres Unrecht zuzufügen, von dem sie so großmüthige Liebe erfahren?

Es gab nur einen Weg, der Stolz, die Ehre,

die Pflicht und die Dankbarkeit wiesen sie darauf hin, sie mußte Wulbradt's Weib werden, je eher, je besser.

Und so ging sie die Tante aufsuchen. Sie fand das alte Fräulein vor dem geöffneten Wäscheschrank, in dem sie allein herrschte und keinem Andern zu hantiren erlaubte.

„Ich suchte Dich überall, Tante — ich möchte Dir etwas sagen.“

Die Tante sah sich um.

„Hat es solche Eile? Du bist ja ganz athemlos, Kind.“

„Tante, ich verschwieg Dir etwas —“

„So sprich jetzt,“ antwortete die Alte gelassen, während sie weiter in ihren Vorräthen kramte.

Das Herz klopfte dem armen Kinde wie nach einem schnellen Lauf, und es war ihr eine Wohlthat, daß der Tante Aufmerksamkeit ihr nicht ungetheilt zufiel.

„Ehe ich so krank wurde,“ begann sie mit bewegter Stimme, „versprach ich einem Manne, der in der schweren Zeit treu zu mir gehalten und an mich geglaubt hatte, meine Hand, wenn mein Name rein und ungefränkt aus allen Anfeindungen hervorgegangen sein würde. Nun mahnt er mich an mein Wort.“

„Und was weiter? Ist das Alles?“ fragte die Tante, so ruhig wie vorher in ihrer Beschäftigung fortfahrend.

Diese Gelassenheit wirkte wie ein kaltes Sturzbad auf die Erregung Rosens, sie antwortete kleinlaut:

„Onkel Rolf fragte nur — er meinte auch —“

„So! Er meinte auch! Nun ja, er meinte und Du meintest und ich werde nun ebenfalls meinen. Reiche mir vorher einmal den Ballen Damast von dem Tische dort — so — nun rutscht die ganze Geschichte auseinander! Das faßt man doch nicht wie eine Wurst an einem Zipfel! Gemangeltes Leinen glitscht zehnmal leichter wie der beste Atlas — Du hast das schon vergessen — da unten im Großherzogthum, wo man solche gesegnete Gottesgabe, das liebe Leinen, nicht mangelt, wie ich gehört habe, sondern plättet — wie gemeinen Kattun — eine richtige Bandalenwirthschaft.“

Während dieser Abweisung hatte sie mit Rosens Hilfe den Ballen Damastleinen wieder aufgerollt und im Schranke placirt. Nun schloß sie ihren Schrank, hängte das Schlüsselbund in ihren Gürtel und ging an ihren Fensterplatz, wo sie sich niederließ.

„Sek' Dich, Kind. Was Du mir da sagtest, klang ziemlich kindisch. Wer ist denn der Mann, der sich solche Verdienste um Dich erworben, daß Du ihn mit Deiner Hand ganz eilig belohnen mußt?“

„Es ist Herr von Bulbradt, der Adjutant des

Prinzen Joachim, Tante, von dem ich Dir wohl schon sprach.“

„Ich erinnere mich nicht, daß Du das thatest, auch würde mir das den Mann noch nicht genügend empfohlen haben. Vorerst: Es mißfällt mir, daß er einem Kinde, wie Du es bist, Herz und Hand abnahm. Und Rolf Lemming ist sein Fürsprecher, sagtest Du nicht so?“

Jetzt blickte die Tante der Nichte forschend in das Gesicht, und dieser Blick verwirrte Rose auf's Neue.

„Ja,“ sagte sie, „das heißt, ich weiß es nicht, er sagte mir, daß er — ach, Tante Euphrosyne, sieh' mich nicht so strenge an — mir ist das Herz schon schwer genug, Onkel Rolf war auch so — seltsam, er sprach von — von —“

„Nun, lassen wir ihn, es kommt mir vorläufig auf das, was er sagte, fragte oder meinte, auch nicht so viel an. Ich möchte erst einmal hören, was Dein Herz dazu sagt, von dessen Meinung Du noch nichts äußertest.“

Rose wand in heimlicher Qual die Hände.

„Wulbradt ist mir sehr werth, Tante Euphrosyne; Du weißt ja, wie schnell ich entschieden war, Tepling abzuweisen, für den Du manch' gutes Wort einlegtest.“



„Ja, ich kenne die Familie und ihre geordneten guten Verhältnisse, hörte auch von der Person des jungen Mannes nur Lobendes und Gutes; zudem war er für Dich mit seinem Leben eingetreten —“

Rose unterbrach sie heftig:

„Mich schauderte vor den blutbefleckten Händen.“

„Unsinn, krankhafte Empfindsamkeit,“ aburtheilte die Tante, „Folgen thörichter Erziehung, doppelt albern bei der Tochter eines Offiziers. Er war das Richtschwert in der Hand Gottes, ein Schutz fiel durch ihn nach den Gesetzen ritterlicher Ehre. So sieht jeder vernünftige Mensch die Sache an. Wenn Rolf heute aus einem Kriege heimkehrte und Dir seine blutbefleckten Hände böte — würdest Du Dich davor auch schaudern?“

„Tante!“ rief Rose leidenschaftlich und erschrocken.

Die Alte drehte sich langsam nach ihr um und sah sie an, als ob sie eben etwas ganz Neues an ihr bemerkte.

„Ich versprach mich, wollte sagen Wulbradt,“ forrigoirte sie, sich ruhig wieder abwendend. „Du siehst wohl, daß die Liebe das Maßgebende ist, Du liebst ihn also — diesen Herrn; Wulbradt meine ich — wünschest ihn zu heirathen, nicht wahr, das ist ja wohl der verworrenen Rede kurzer Sinn?“

Bei den letzten Worten traf das Mädchen wieder ein durchdringender Blick. Rose fiel plötzlich vor der Tante nieder, umfaßte deren Kniee und fragte mit leidenschaftlicher Innigkeit:

„Du liebst mich, Tante?“

„Ja, mein Kind.“

„Mein Wohl liegt Dir am Herzen?“

„Als ob ich Deine leibliche Mutter wäre.“

„So erhöre meine Bitte! Laß Wulbradt kommen, mache unsere Verlobung bekannt, gleich — nein, schüttle nicht den Kopf, Tante! Liebe, theure Tante, ich bitte Dich inbrünstig, mein Glück hängt von der Beschleunigung ab, rufe Wulbradt her, versprich mir, mich ihm sogleich zu verloben.“

Sie sah flehend zur Tante auf.

Diese strich ihr beruhigend über das Haar und sagte mit freundlichem Ernst:

„Nein, Kind, ich verspreche Dir nichts! Es ist ein eigen Ding um die Jugendwünsche, man dankt gewöhnlich im Alter für die unerfüllten am meisten. Ich werde mir den Mann ansehen, nach dem Du so ungestüm verlangst, aber nicht hier, sondern in seinem bisherigen Element.“

„Er verlangt nach Antwort, Tante.“

„Er wird warten, wie er bisher gewartet. Wir

können unsere Abreise nach K. aber beschleunigen, das ist Alles, was ich Dir augenblicklich zugestehen kann. Jetzt geh' in den Garten, Kind, vieles Schwagen macht die Sachen nicht besser und nicht klarer, Dir thut Einsamkeit und der frische Gottesodem draußen noth. Laß ihn Dir bis in die Seele dringen, der klärt und säubert.“

Rose erhob sich und küßte der Tante Hand.

„Du zürnst doch nicht, Tante?“

„Weßhalb wohl? Weil Du mir Dein großes Geheimniß bisher vorenthieltest? Kind, ich glaube, Du hattest es beinahe selbst vergessen. Diese Schuld wiegt nicht schwer, mißtraue vielmehr dem leidenschaftlichen Impuls, der Dich so plötzlich faßt, und prüfe ihn, ehe Du Dich ihm so widerstandslos überlässest. Selbstbeherrschung ist die dankbarste Tugend, sie bringt am schnellsten Frucht.“

Viel ruhiger, als sie es betreten, verließ Rose der Tante Wohnzimmer. Ihr war auf wildbewegter See das Steuer genommen, und es befand sich in besserer, sicherer Hand. Davon hatte sie eine, wenn auch nur instinctive Empfindung.

Als Rolf nach einigen Augenblicken bei der alten Dame eintrat, nahm diese auf seinem Gesicht sofort die Reflexe der Erregung wahr, welche sie soeben bei der Nichte beobachtet.

Ohne Umschweife redete sie ihn auf Rosens Mittheilung an und forderte von ihm Referenzen über Wulbradt. Was sie erfuhr, schien sie durchaus zu befriedigen, sie behielt sich aber ihre Entscheidung vor, bis sie die persönliche Bekanntschaft des Bewerbers gemacht habe. In ihrer peremptorischen Weise beauftragte sie Kolf, dieß Wulbradt mitzutheilen und ihn auf die bevorstehende Ankunft der Damen anzuweisen. „Ueber Rose indeß keinerlei Auslassungen hinzuzufügen, davon verstehen Sie doch nichts,“ setzte sie hinzu.

Der Wagen wurde gemeldet, Rose erschien im letzten Augenblick und reichte dem Vormund mit niedergeschlagenen Augen und hochrothen Wangen, aber einer gewissen Entschlossenheit, die ihre Verlegenheit und Aufregung decken sollte, in Gegenwart der Tante die Hand.

„Gott behüte Dich, Rose,“ sagte Kolf einfach und verabschiedete sich dann auch von dem alten Fräulein.

„Wir sehen Sie wohl in X.?“ fragte die Tante.

„Ich glaube kaum,“ antwortete Kolf ruhig, „was sollte ich jetzt auch dort, ich habe viel zu Hause zu thun.“

„Nun, ich dachte, daß ein uns Alle nahe berühren=

des Ereigniß eventuell berechtigt sein könnte, die ländlichen Arbeiten zu unterbrechen," meinte Tante Euphrosyne, indem sie von dem Paar weg an's Fenster ging.

Rose hob den Blick.

"Wenn Du mich ruffst, Rose, so komme ich," sagte Kolf ihr leise.

"Wir finden uns dann zu gleichem Zweck zusammen," antwortete sie mit dem Muth, der den Feigherzigen mit geschlossenen Augen der Gefahr entgegenreibt.

"Welch' herrliches Reisetwetter!" rief Tante Euphrosyne vom Fenster aus, „der Mond steht am Himmel, noch ehe die Sonne gesunken! Es gibt eine schöne, stille Nacht.“

"Bei mir liegt der Schnee noch fest, mich erwartet dort noch der Schlitten," gab Kolf zu, und Rose, um doch auch etwas Gleichgültiges zu äußern, sagte:

"Ich beneide Dich um diese Fahrt." Und dann reiste Onkel Kolf ab, ganz anders entlassen als empfangen.

---

## Vierundzwanzigstes Kapitel.

---

Au einem schönen, in Duft und sonnigem Grün zitternden Frühlingstage wurde in der Residenz K. von nichts Anderem gesprochen, als von der Rückkehr der Rose vom Haff und ihrem alten, verdorrten, stolzen Duplikat. Graf Petow wurde nicht müde, seinen Witz daran zu üben; er hatte diese beiden Rosen vom Haff geholt, wie er sagte, das heißt, auf Befehl des Großherzogs chaperonnirt.

Auf dem Bahnhof hatte Prinzess Amalie mit ihrer Hofdame die Reisenden erwartet, Rose zärtlich umarmt, die Tante huldvoll begrüßt und Beide zu sich in ihren Wagen genommen. Der offenen Equipage der Prinzessin folgte Graf Petow mit Fräulein von Elzinger in einer zweiten Hofequipage.

Ganz K. war bei dem schönen Wetter auf den Beinen und notirte das oben genannte Ereigniß. Wenn Rose sich heimlich geängstigt hatte, wie Tante

Euphrosyne sich unter den Hofleuten ausnehmen würde, so hatte bereits das erste Debüt sie beruhigt. Das alte Landfräulein machte einen Hofknir, an dem selbst die böswilligste Kritik nichts auszusetzen haben konnte. Mit kerzengeradem Rücken tauchte die Tante in ihrem dunklen, hauschigen Damast nieder und erhob sich ebenso langsam, würdevoll und sicher. Auch die Toilette der Urgroßtanten erwies sich als stichhaltig. Die Robe war so schwer, daß die Qualität den Damen in *X.* imponirte, den Kopf des alten Fräuleins schmückte nicht die von Rose gefürchtete Pelzhaube, sondern ein seltsamer Bund, halb Hut, halb Coiffüre, den ein kostbarer Paradiesvogel siegreich über die Mode erhob. Auch der Stocß war daheim geblieben, im Sonnenschein aber entfaltete das alte Fräulein mit Grandezza einen großen, werthvollen alten Fächer, den sie wie eine Spanierin zu handhaben verstand. Die ganze Erscheinung war von so altväterischer Bornehmheit, daß auch der wohlfeile Spott Petow's: das Landfräulein trüge ein Stück ihrer Ahnentafel mit sich herum, den Eindruck nicht abzuschwächen vermochte. Hochaufgerichtet, mit ruhigem Selbstbewußtsein saß Tante Euphrosyne, das alte Landfräulein, die wir in Männerstiefeln ihr Feld abschreiten sahen, an der Seite der kleinen, neben

ihr fast verschwindenden Prinzessin Amalie. — Man hatte dem alten Fräulein ein Logis im Palais des Prinzen Joachim angeboten, sie hatte das aber abgelehnt, da sie sich bereits in dem ersten Hotel Quartier für die nächsten Wochen bestellt hatte. Doch erlaubte sie der Nichte, die ehemalige Hofdamenwohnung wieder zu beziehen. Ohne die Nichte um Rath zu fragen, hatte die Tante ihr Programm entworfen und füllte es selbstständig aus. Sie that, was sie für ihren Zweck, nicht für sich selbst, nöthig hielt; dafür hatte sie ihr Haus verlassen, ihre Lebensweise unterbrochen.

Gleich am andern Morgen machte sie eine Visiten-tournée in der Stadt und warf überall Karten ab. Equipage und Diener, den gewandtesten Lohndiener der Stadt, hatte sie sofort in Beschlag genommen und sich von dem Letzteren alle Würdenträger des Hofes und Notabilitäten der Stadt notiren lassen. Die Malabasterschale in ihrem Salon füllte sich mit Visitenkarten in den nächsten Tagen. Von den allerhöchsten Herrschaften wurde das Freifräulein vom Haff, Besitzerin von Alt-Damm, in Audienzen empfangen. Prinz Joachim machte ihr persönlich einen Besuch und entschuldigte die Inkonvenienzen der Vergangenheit. Die übrigen hohen Personen begegneten



ihr mit Auszeichnung, Rose wurde mit Gnade überschüttet und Tante Euphrosyne zeigte sich befriedigt.

Auch Rose hatte ihre gesellschaftlichen Pflichten absolvirt, es blieb nur noch ein Besuch bei Gräfin Lory übrig, zu dem sie sich schwer entschließen und der doch nicht umgangen werden konnte. Mit Wulbradt war sie nirgends zusammengetroffen, er hielt sich taktvoll und zartfühlend zurück, hatte ihr seine Karte geschickt und der Tante seinen Besuch machen wollen, sie aber nicht zu Hause getroffen. In kurzem lief die Zeit ab, die ihn an den Hof des Prinzen Joachim gefesselt hielt, er trat darnach wieder in den aktiven Dienst seines alten Regiments zurück.

Rose hatte die Trauer abgelegt. In einer hübschen, frischen Frühjahrstoilette, mit der die freigebige Prinzessin Amalie sie überrascht hatte, begab Rose sich zu Fuß zur Kollegin, Gräfin Lory.

Sie wurde angenommen. Der Salon war leer aus dem Boudoir aber ertönte der Gräfin Stimme:

„Kommen Sie, liebe Kleine, tagen Sie mit, wir halten Konzil.“

Die halb geschlossene Portièere bewegte sich, Wulbradt kam der Eintretenden entgegen. Gräfin Lory lag in ihrer rosa Muschel ausgestreckt, Mignon ruhte ihr im Schooße. Sie zog an einer Schnur die

Portièrè auseinander; in dem Boudoir herrichte das von ihr besonders geliebte, weil besonders kleidsame rosa Dämmerlicht, der Salon lag im hellen Mittags-sonnenschein, und in dem Rahmen der Portièrè erschien wie ein Bild auf Goldgrund das junge Paar vor den prüfenden Blicken der Gräfin. Sie beobachtete das Bild mit Kennerblicken. Sie sah auch noch mehr als die schönen Linien der Silhouetten, sie sah ganz genau die Verlegenheit Wulbradt's und den Schreck Rosens bei der Begrüßung.

„Verzeihen Sie, daß ich nicht aufstehe, Mignon ist solch' ein Tyrann; er hat die ganze Nacht keine Ruhe gefunden und nun ist er eben eingeschlafen.“

Sie streckte bei den Worten Rose die Hand entgegen und zog sie mit sanfter Gewalt dem Sessel zu, auf den das volle Tageslicht zwischen den Portièren hereinfiel.

„Hier setzen Sie sich, Schatz! Lieber Wulbradt, laufen Sie mir nicht davon, wir sind noch nicht am Schluß mit unserer Berathung.“

Wulbradt verlautbarte in der ungeschickten Phrase: „Ich fürchte zu stören,“ der klugen Gräfin ein gutes Theil von dem, was er verbergen wollte.

„Wir haben keine Geheimnisse auszutauschen, nicht wahr, Euphrosyna?“ fuhr die Gräfin fort.

„Ich finde den Namen ganz famos und werde ihn für Sie beibehalten. Er ist viel hübscher, als die daraus entwickelte herausfordernde Rose. Ihre Tante gefällt mir, sie scheint nicht nur eine energische, sondern auch eine praktische, kluge Person zu sein.“

Wulbradt stand noch immer vor der chaise-longue, die Mütze in der Hand.

„Verzeihen Sie, gnädigste Gräfin, der Dienst ruft mich doch gleich, ich komme lieber ein anderes Mal. Die Damen werden wohl Besseres zu thun haben, als das Arrangement des Geburtstagsfestes Seiner Hoheit zu besprechen.“

„Nun, wie Sie wollen, Sie kleines, blaues Ungeheuer! Verschwinden Sie wie die Nachtgespenster vor dem Morgen Sonnenstrahl.“

Rose hatte kein Wort bisher gesprochen, — sie überließ das der Gräfin, — ihr Antlitz bedurfte auch des künstlichen Rosenschimmers nicht, es war in diesem Augenblick von der Natur reichlich damit versehen.

Wulbradt empfahl sich den beiden Damen, Gräfin Lory lag mit dem Rücken gegen das Licht und hatte mit ihren fecken, indiscreten Augen von Einem zur Andern gesehen. Als der Offizier gegangen, fragte sie:

„Wie kommt es, daß Sie Wulbradt zuerst hier

wiedersahen? Ist er nicht mehr so empessirt, Ihnen seine Verehrung zu Füßen zu legen, wie ehemals, oder — gehörte er am Ende zu denen, die in Berlin zu empessirt waren?“

Die leichtgeschlungene Schleife unter Rosens Kinn zitterte von dem heftigen Pulsschlag, auch dieß Symptom entging der Gräfin nicht.

Uebrigens antwortete Rose ziemlich gefaßt:

„Herr von Bulbradt's Karte war eine der ersten, die ich empfing. Sie wissen ja, daß wir im Winter nicht mit den Herrschaften speisen, und sonst führte uns der Dienst noch nicht zusammen.“

„Ich gestehe Ihnen ehrlich, Kleine,“ — Rose war um eine Hand hoch größer als die Gräfin — „daß es mich sehr verlangte, von Ihnen selbst Genaueres über Ihre Erfahrungen in Berlin zu hören; Kolf Lemming theilte mir ja immer mit, soviel er selber wußte; ich mußte ihm aber versprechen, Sie nicht mit Fragen zu quälen und auch Ihrer Krankheit nicht zu gedenken.“

Sie machte eine Pause und blickte Rose begierig forschend an. Obgleich Rose bei der Erwähnung Kolf's ein wenig zusammenfuhr, so äußerte sie doch keine Frage und kein Erstaunen.

„Aha, sie weiß also, in welcher Beziehung wir

zu einander stehen — er hat ihr offenbar etwas davon gesagt," dachte Gräfin Lory und sprach weiter:

„Es scheint mir besser, daß ich Ihnen das gerade heraus sage, damit Sie mich nicht für theilnahmslos halten oder hinter dem Schweigen Verdächtiges muthmaßen.“

Rose lächelte gezwungen und suchte das Gespräch von ihrer Person abzulenken durch die Frage:

„Was hat Ihnen denn der Winter gebracht?“

Während des Aussprechens verlor diese Phrase aber in Rosens Bewußtsein den harmlosen Charakter und sie erschrak sichtlich darüber.

Der schönen Lory Augen bligten übermüthig und böshaft.

„O, der Winter war nicht so übel, er offerirte mir etwas recht Achtbares und vom Frühjahr erwarte ich noch mehr!“

Dabei lächelte sie geheimnißvoll und herausfordernd. Sie wartete indeß vergeblich, Rose schwieg, in ihrem offenen Gesicht spiegelte sich aber genug innere Qual, um Mitleid zu erwecken. Das kannte Gräfin Lory nun freilich nicht, wenigstens einer schönen Gegnerin gegenüber nicht. Sie wollte ihr auch nicht geradezu Böses anthun, die Situation agacirte sie nur, und sie liebte das „Katz und Maus-

spiel“, notabene wenn ihr die Rolle der ersteren zufiel. Genau wie die Katze, die erst mit dem einen, dann mit dem andern Pfötchen neckend tastet, so auch sie. Der nächste Angriff kam von anderer Seite:

„Wie lange bleibt denn Ihre Tante hier und — verzeihen Sie die indiscrete Frage — was will sie eigentlich bei uns?“

Verlezt und abweisend antwortete Rose:

„Meine Tante gewährt mir für die kurze Zeit, welche ich noch im Dienst sein werde, einen Familienhalt durch ihre Anwesenheit hier in X.“

„Merkwürdig, lieber Engel, daß Sie bisher nie von dieser Tante sprachen, die Sie nun so plötzlich aus dem Futteral nehmen. Kolf schrieb mir, daß sie wie eine Einsiedlerin gelebt habe und darum so höchst originell sei. Nach all' den abgestandenen Gerichten hier wird sie uns — als Muster vom Haff au naturel servirt — eine angenehme Abwechslung bieten.“

Rose fühlte unter der leichten Gauserie der schönen Kollegin ihre kürzlich entstandene Abneigung schnell wachsen. Die triumphirende Absichtlichkeit bei der familiären Erwähnung Kolf's gab ihr einen Stich in's Herz. Sie durfte sich's nicht merken lassen, aber für die Tante wollte sie die Lanze heben, und ihr Schmerz und Born schärfte die Waffe.

„Sparen Sie, bitte, Ihre Freude und Ihren Spott, Gräfin, meiner Tante fehlen ein paar wichtige Eigenschaften, um Ihren Vergleich mit der Muster zu rechtfertigen: Sie ist weder blind noch wehrlos und läßt sich niemals von Anderen mißbrauchen.“

Hellauf lachte die schöne Gräfin und zitierte mit komischem Pathos:

„Röslein sprach: Ich steche dich, daß du ewig denkst an mich, und ich will's nicht leiden'. Allen Respekt vor den stachelbewehrten Haffröslein! Aber nehmen Sie sich ein Beispiel an der Tante: Die allzu stacheligen Rosen läßt man am Strauche sitzen!“

„Ich werde Ihnen recht bald beweisen, daß Ihre Vorsorge unnütz ist,“ antwortete Rose, von einem kindlichen Impuls nach Rache und Triumph getrieben, dem sie auf Kosten des eigenen Herzens nachgeben mußte.

Gräfin Lory horchte sehr interessirt darauf, verbarg dieß aber geschickt mit einem halbunterdrückten Gähnen und fragte:

„Mein Gott, Kleine, Sie wollen sich doch nicht etwa auch verloben? In Ihrem Alter dachte ich an solch' ernsthafte Dinge noch gar nicht und lachte die Leute aus, die mir davon sprachen.“

„Vielleicht möchte ich nicht warten, bis sich das

Blatt wendet und die Leute mich auslachen, wenn ich von Heirathen spreche," antwortete Rose schnell und erröthete vor Vergnügen über den kleinen Ausfall. Sie war noch eine sehr ungeübte Turnierkämpferin.

Viel besser wußte sich die Gegnerin zu beherrschen; sie veränderte keine Miene, etwas gelangweilt nur, wie vorhin, sagte sie:

„Mitunter werden auch verliebte kleine Mädchen ausgelacht, und zwar von dem Gegenstand ihrer kindischen Anbetung. Davon erlebte ich kürzlich erst ein interessantes Beispiel. Ich will übrigens von Ihrer Vorsicht doch profitiren und der Sicherheit halber dem Kandidaten, welcher eben auf meiner Tagesliste steht, gnädig sein. Sie werden gut thun, sich einige Glückwünsche vorrätzig zu halten, Kleine, damit die Freude Sie nicht unvorbereitet und sprachlos findet.“

Mignon fühlte sich unbehaglich auf seinem beneidenswerthen Platz, vielleicht traf ihn unversehens eine Kralle des weichen Katzenpfötchens beim Cajoliren, er klagte und winselte leise. Es schien Rose an der Zeit, ihren Besuch zu endigen. Die beiden Kolleginnen schüttelten sich kordial die Hände, aber nur die jüngere fühlte sich durch die Falschheit ihrer



Rolle gedemüthigt, die andere sprang auf, sowie sie allein war, und überließ sich einem triumphirenden Nachegenuß.

Jetzt war sie ihrer Sache sicher! Sie hatte stets geahnt, daß Rose sich für den Vormund „interessirte“; von Rolf's Liebe für sein Mündel war sie fest überzeugt und er erschien ihr um so lächerlicher als Ritter Toggenburg, da er es ja gar nicht nöthig hatte, zu toggenburgern. Für sie selbst bedeutete er nichts weiter als eine gute Partie, die sie festhalten wollte, da solche „rar“ wurden. Bisher hatte sie wie der Jäger und Angler aus Freude am Fang ihre Opfer gezählt, in letzter Zeit begann sie anders zu rechnen, und doch hatte sie sich einige Augenblicke zur Großmuth geneigt gefühlt. Nachdem sie jedoch Rose gesehen und gesprochen, änderte sich ihr Sinn, sie war nun entschlossen, den „Fang“ nicht wieder loszugeben. Wenn gleich sie selbst wenig Seelenadel besaß, so fühlte sie denselben bei Anderen recht wohl heraus und so glaubte sie sicher zu sein, daß Rolf ihr sein Wort halten würde, wenn sie es verlangte.

„Warte, kleine Natter, das sollst Du bereuen,“ sagte sie sich unaufhörlich, während sie mit glänzenden Augen in ihrem hübschen Kästg auf und ab ging. Genau wußte sie nicht, auf wen sie Rosens Neuse-

zung hinsichtlich der bevorstehenden Verlobung beziehen sollte, war es Wulbradt — wohl, dann blieb ihr Kolf gewiß und Rosens Mißgunst auch; war es Kolf selber, auf den das dumme Ding so siegesgewiß spekulirte, tant mieux, dann gab es einen Kampf, wie ihn die schöne Gräfin gerne hatte, sie schwelgte in der Voraussicht auf die eklatante Niederlage der Feindin.

Tante Euphrosyne war mehrmals am Hofe mit Wulbradt zusammengetroffen und hatte Gelegenheit gehabt, sich ein Urtheil über ihn zu bilden. Dieß fiel sehr günstig aus. Der junge Offizier war ihr wie aus dem Herzen geschnitten, seine ruhige, besonnene, entschiedene Art, die bei aller Bescheidenheit gewährte Selbstwürde, die Akkuratesse und Knappheit seiner Rede, die glückliche Mischung von Wahrhaftigkeit und Zurückhaltung im Umgang mit Anderen, das Alles hob ihn sehr vortheilhaft aus seiner Umgebung heraus und fand bei dem gleichgearteten alten Fräulein lebhaftes Sympathie. Sie gestand es sich, daß Wulbradt, trotz seiner Jugend, ein Mann sei, wie sie ihn sich für ihre Nichte gewünscht haben würde. Auch die Art und Weise seines Verkehrs mit Rose, dieß darin sich offenbarende Takt- und Bartsgefühl nöthigte ihr Achtung ab. Sie hatte ge-

nau beobachtet, war über den Herzenszustand ihrer Nichte klar geworden, sich ihrer nächsten Pflicht bewußt und zögerte nicht, sie zu erfüllen.

Wulbradt hatte, als Begleiter des Prinzen, mit diesem für ein paar Tage die Residenz verlassen; zum Geburtstag der Prinzessin Amalie wurden Beide zurück erwartet.

„Wulbradt kommt ja wohl morgen wieder,“ sagte die Tante zur Nichte, als diese sich für den Abend bei ihr einfand. „Der Sache muß nun ein Ende gemacht werden, Du weißt, wie ich über ihn denke — bist Du Deinem Entschlusse treu geblieben?“

Ohne die Augen aufzuschlagen, aber mit fester Stimme antwortete Rose:

„Ja, Tante.“ Sie hatte stündlich diese Frage erwartet.

„Liebst Du ihn, wie das Weib ehrenhafter Weise den Mann lieben muß, dem sie ihre Treue für das ganze Leben verpfänden soll?“

„Ich halte ihn hoch und werth in meinem Herzen!“ antwortete Rose etwas beklommen.

„Und willst ihn doch betrügen! Schäme Dich, Euphrosyne!“

Langsam und scharf fielen die Worte von den Lippen der alten Jungfer, Rose zuckte unter dieser

unerwarteten Beurtheilung zusammen wie in's Herz getroffen.

„Tante,“ stammelte sie.

„Ja, ich beschuldige Dich der Unlauterkeit gegen ihn und gegen Dich selbst. Willst Du vor Gottes Altar einen Meineid ablegen?“

Rose streckte ihr abwehrend die Hände entgegen und rief beschwörend:

„Nicht so — Tante — Tante — Gott ist mein Zeuge, daß ich ihm ein gutes Weib werden wollte.“

„Achtest Du Dich denn selber so gering, daß Du den Leib ohne das Herz hingeben willst?“

„Erbarmen, Tante,“ rief Rose schamerglüht und barg das Gesicht in die Hände.

„Das sind die Früchte moderner Erziehung, vor denen ich Deinen Vater gewarnt,“ sagte die Tante mit einem konstatirenden Kopfnicken, „Hyperempfindsamkeit, Schwärmerei, Phantasterei — das bringt grausamere Resultate als der Barbarismus — es führt zu einer ungesunden Moral, die schlimmer ist als gar keine.“

„Ich kannte mein Herz ja selber nicht, als ich es Wolbradt versprach, ich meinte, es sei Liebe, die ich für ihn fühlte!“ klagte Rose.

„Und als Du es erkannt hattest — nach der leidenschaftlichen Szene bei Rolf Lemming's Besuch?“

Zitternd schmiegte sich Rose an die strenge alte Jungfer.

„Tante — wenn Du Alles weißt — so wird Dir auch nicht verborgen sein, daß er mich nicht liebt.“

„Woher weißt Du das?“ fragte die Tante mit leisem Spott.

Wie sich eine schwanke Ranke an den rauhen Stamm schmiegt und trotz seiner Härte und Unbiegsamkeit Halt und Schutz von ihm erwartet, so drückte Rose sich fester an die straffe Gestalt der Pathe.

„Tante,“ flüsterte sie aus wehem Herzen, „er hat sich ja der Lory verlobt, es mir in Alt-Damm selber gesagt, er durchschaut meine thörichte Liebe — und lacht mich — aus.“

„So — so! Das war es also! Mir ahnte so etwas! Und da wolltest Du aus gekränktem Stolz ihm eine Unwahrheit beweisen, Dein Glück und das des redlichen Wulbradt opfern, der Dir so fest vertraut! Das ist für einen gedankenlosen Impuls zu viel, es ist leichtsinnig und frivol.“

„Nichte mich nicht so furchtbar streng, Tante,“ flehte Rose unter Thränen, „ich meinte es ehrlich, wollte diese unglückselige Liebe aus meinem Herzen

reißen und glaubte auch, mein Wulbradt gegebenes Wort halten zu müssen.“

„Kind, Kind, welche Verwirrung der Begriffe! Das heißt aus Ehrlichkeit zum Diebe werden. Und was glaubst Du wohl von Wulbradt, meinst Du denn wirklich, ihm sei mit Deiner Hand gedient, wenn er Dein Herz nicht besitzt? Oder wolltest Du ihm sagen, daß Du nicht ihn, sondern einen Andern liebst?“

„Nein, o nein.“

„Nun — da siehst Du, in welch' ein Gewebe von Trug ein falscher Schritt verwickelt. Danke Gott auf den Knien, daß es noch nicht zu spät ist, umzukehren.“

Rose richtete sich auf, demüthig und entschlossen zugleich sagte sie:

„So sei es! Du hast Recht wie immer, Tante Euphrosyne! Ich erkenne mein Unrecht, sehe meine Pflicht und den Weg, den sie mir vorschreibt. Seine Dornen sollen meine Buße sein.“

Nachdem Rose noch der Tante den Inhalt jener beiden Gespräche — mit Kolf in ihrem Zimmerchen in Alt-Damm und mit Gräfin Lory in deren Boudoir — mitgetheilt, zog das alte Fräulein im Stillen ihr sicheres Facit. Sie äußerte nichts darüber, und

der Abend verlief recht schweigsam, denn die arme Rose war nicht aufgelegt, von Gleichgültigem zu reden, und Tante Euphrosyne liebte es nicht, ernste und wichtige Dinge durch unnütze Worte breit zu treten.

So hing jede ihren Gedanken nach, während die Tante strickte und Rose an einer kleinen Arbeit für den Geburtstag der Prinzess Amalie beschäftigt war. Die Gedanken der Jüngeren waren ernst und traurig, die der Aelteren versöhnend. Träumen war ihre Sache nicht, das Leben hatte von ihr stets ein schnelles Handeln verlangt, an diesem Abend aber träumte sie einen schönen versöhnenden Schluß für ein einsames, ernstes Leben, eine späte Erfüllung für ein zerrissenes Liebesglück.

---

## Fünfundzwanzigstes Kapitel.

---

Am nächsten Morgen empfing Tante Euphrosyne den Besuch der Gräfin Lory, die mit einem Auftrag der Großherzogin kam.

Die rothe Gräfin war sehr brillant, innerlich und äußerlich. Es gab eine aufregende Beschäftigung durch Feste, Toiletten und Gäste à l'honneur des bevorstehenden hohen Geburtstages.

„Ich habe auch Nolf Lemming herbeordert,“ sagte sie, „der Großherzog gab mir auf meine Bitte sehr bereitwillig eine Einladung für ihn.“

„Da wird Rose sich sehr freuen,“ antwortete die alte Dame einfach.

„Glauben Sie?“ fragte die Andere mit einem dreisten Blick aus ihren runden, grünen Augen.

„Ja, ich bin's gewiß, wie Nolf's eigener Freude. Die Beiden lieben sich ja seit der Kindheit.“

Das war so offen und ruhig gesagt — und das



alte Fräulein sah dabei so souverän auf sie herab, daß Gräfin Lory stutzig wurde.

„Wie rührend,“ sagte die Gräfin lachend, „das muß Kolf mir beichten.“

Das alte Fräulein nickte zustimmend.

„Lassen Sie ihn nur beichten. Ich könnte Ihnen zu der kleinen Herzensgeschichte auch noch einen Prolog liefern, wenn Sie wünschen. Er handelt von einer alten Vorgesichte.“

„Tant mieux! Ich werde Ihnen sehr dankbar sein, das kann die Sache nur interessanter machen. Den Epilog behalte ich mir vor.“

„Wie Sie wollen!“ antwortete die alte Dame gleichmüthig.

„Nun, mein gnädiges Fräulein, ich bin ganz Ohr und Interesse, bitte, beginnen Sie: ‚Es war einmal vor langer Zeit‘ — so fangen ja meistens die alten Historien an.

„Diese macht keine Ausnahme: Es gab also schon vor geraumer Zeit einmal eine Euphrosyne vom Haff —“

„Die auch einen Kolf Lemming liebte?“ unterbrach die Gräfin mit ihrem klingenden, spöttischen Lachen.

„Ganz recht. Sie war auch eine Waise wie diese,

aber häßlich und etwas älter als der junge Rolf. Sie liebten sich wie Kinder lieben, und der Vater Rolf's verlobte sie mit einander. Er versprach sich viel von dieser Verbindung. Der Sohn war leichtherzig und phantastisch, das Mädchen hausbacken und praktisch.“

„Vielleicht auch reich?“ warf die Gräfin ein.

„Auch das. Sie war bereits selbstständige Besitzerin. Der alte Lemming liebte die einfache Euphrosyne fast mehr als seinen Sohn, sie war dem Schwiegervater geistesverwandt. Es war beschlossen, daß Rolf ein landwirthschaftliches Institut besuchen und darnach — noch sehr jung — heirathen sollte, um die Gutsverwaltung so bald als möglich von den Schultern der Braut zu nehmen.“

„Nun kommt die Katastrophe, den Schatten warf sie schon voraus!“ rief die Gräfin animirt, die Andere fuhr ruhig fort:

„Die Braut blieb zu Hause, führte ihre Wirthschaft und pflegte ihre Liebe. Als Rolf zurückkehrte, um zu heirathen, hatte er sein Herz an eine Andere verloren. Indeß war er ehrenhaft genug, der Braut sein Wort halten zu wollen, auch wußte er wohl, daß der unerbittlich strenge Vater niemals in eine Verbindung willigen würde, derenthalben der Sohn treubruchig geworden. Jene Andere, die Geliebte —“

„War natürlich schön und arm?“

„Sie war Beides, außerdem aber auch muthig. Ohne Wissen des Geliebten und ohne die Braut zu kennen, faßte sie den Entschluß, sich ihr zu offenbaren und ihre Großmuth anzurufen. Sie schrieb ihr; es war kaum eine Bitte, mehr ein Angstschrei, wie ihn der Verzweifelte vor Vollstreckung des Urtheils ausstößt, und dieser Ruf traf die Braut ahnungslos, mitten in den Vorbereitungen für ihre Hochzeit. Bei ihrer Einfachheit und in dem Glück, dem Stolz und dem Egoismus der Liebe hatte sie nie erwogen, wie wenig Kolf zu ihr paßte. Da gab's einen heißen Schmerz und eine kurze Rechnung: das Lebensglück dreier Menschen stand in Gefahr; wie viel war davon noch zu retten? Sie war nicht schön, nicht klug, aber einsichtig. Unter keinen Umständen konnte das eigene Glück gerettet werden, warum sollten noch zwei Andere darunter leiden? Sie schrieb dem Vater ihres Bräutigams, daß es ihr unmöglich sei, ihr Wort zu halten, sie habe noch zur rechten Zeit eingesehen, daß Kolf nicht der Mann für sie sei, und löse deßhalb das Verlöbniß. Dem Verlobten schrieb sie ähnlich, nachdem sie sich des Schweigens der Braut versichert. Kolf hatte sie aber recht verstanden, sie trennten sich in Frieden, der Vater aber vergab ihr

nie und willigte bald darauf aus Mergel über die ihm und seinem Sohn gewordene Beleidigung in die Verbindung mit dem armen, schönen Mädchen, die bald das Glück Aller ausmachte.“

„Die Geschichte ist lehrreich, aber nicht für den jeweiligen Helden und auch nicht kleidsam für ihn, finden Sie nicht auch, mein gnädiges Fräulein?“ fragte Gräfin Lory mit spöttischem Ernst.

„Es scheint den Lemmings bestimmt zu sein, durch weibliche Großmuth ihr Glück zu erreichen,“ antwortete das Freifräulein vom Haff fest. „Ich sehe auch noch etwas Anderes darin, nämlich einen Ausgleich des Schicksals: es zahlt dieser Cuphrosyne nach, was es jener schuldig blieb.“

„Wenn sich nur kein Fehler in die Rechnung geschlichen hat. Mir scheint, dieß Paar von heute pointirt falsch,“ sagte die Gräfin leichthin.

Sehr harmlos antwortete das Freifräulein:

„Natürlich, ganz falsch, bis zur Stunde! Wenn sie ahnten, was eben hier gesprochen wurde, so bliebe ihnen mancher Seufzer erspart.“

Die Gräfin zuckte mit den Schultern.

„Trösten Sie sich, das Seufzen ist der Liebe gesund. Es hebt das Herz und läßt es hochgehen, wie die Wärme den Kuchen.“ Dann fragte die

schöne Hofdame lauernd: „Helfen Sie denn nicht ein wenig nach, zum Beispiel durch Mittheilung der rührenden Vorgeschichte, deren Nutzen Sie ihnen überliehen?“

„Den Beiden? O nein! Warum auch? Die können daraus ja nichts lernen. Wie lautet denn aber Ihr Epilog?“

„O, der ergibt sich von selbst. Die Pointe ist doch auf die Braut gerichtet, mein Epilog lautet: ‚Häßliche Mädchen haben keine Berechtigung auf Liebesglück und sollten niemals heirathen, haben sie Geld, so muß man sie durch zweckmäßige Erziehung vor der schädlichen Einbildung bewahren, daß sie geliebt und ihrer selbst wegen gewählt werden könnten‘. Wäre jene einsichtsvolle Braut schön gewesen — und wenn auch nur so schön als Ihre ergebene Dienerin, das ist doch gewiß tolerant! — so würde sie ihren Kolf behalten haben.“

„Vielleicht!“

„Unbedingt! Ich werde Ihnen das ad oculos demonstrieren.“

Der Zimmerkellner unterbrach die Konversation, indem er ‚Mademoiselle Brölsch‘ meldete.

„Die Mamsell soll warten,“ befahl das alte Fräulein kurz.

„Sie haben gewiß Toilettenarrangements für das morgende Fest zu machen; ich will nicht länger stören,“ sagte Gräfin Lory, nach ihrem Schirm greifend.

„Das hat keine Eile, die Mamsell soll mir nur Spitzen auf ein Kleid heften.“

„Ich muß doch aufbrechen, chère baronesse, bei Ihrer interessanten Unterhaltung vergißt man der Zeit und die meine ist längst abgelaufen.“

Während Gräfin Lory sich einhüllte, plauderte sie weiter:

„Graf Ostral erwartet mich in der Ausstellung. Kennen Sie ihn? Nicht? Er kam schon vor drei Tagen an — als Geburtstagsabgesandter Seiner Durchlaucht des Fürsten Melov — ein ganz angenehmer alter Herr, der mir zu Füßen liegt und an Kunstenthusiasmus leidet. Furchtbar langweilig, Sie können es glauben! Ich verordnete ihm zur Abkühlung einen Besuch in unserer Nationalgalerie und will mir den Patienten nun abholen. Also — leben Sie wohl — ich sehe Sie morgen beim Fest, wo wir uns in Gratulationen übertreffen wollen.“

Sie ging strahlend, wie sie gekommen. Im Korridor — eine Antichambre gab es nicht — begegnete sie der Modistin, die dort wartete. Made-

moiselle Brölsch war eine hochelegante Dame, die absolute Herrscherin der Mode, eine Artistin, welche aus Gnaden — und für die höchsten Preise — den vornehmen und reichen Damen mit ihrer Kunst aushalf. Sie ging jährlich zweimal nach Paris, um ihr Genie neu zu beleben, ihre Kenntnisse zu erweitern und ihre Muttersprache zu verlernen. Sie sprach das Deutsch mit einem französischen Accent und gebrochen.

„Theure Mademoiselle Brölsch, Sie hier, in eigener Person?“ redete die Gräfin sie an.

Sehr erschauert und indignirt antwortete die elegante Modistin:

„Me voilà bouche béante, chère comtesse! Mich macht man warten, mich, welche jederzeit die entrée bei Ihrer königlichen Hoheit hat. En effet, c'est un peu fort! Je me douterais de la noblesse de ma nouvelle cliente, wenn ihre Spitzen — mir nicht gäben eine Garantie.“

„Ah, die Baroneß besitzt werthvolle Points!“

„Je vous assure, des dentelles d'une beauté, d'une richesse!! Mais elles sont beaucoup plus précieuses, als diejenigen Ihrer königlichen Hoheit an Höchstdero Courrobe! Parole d'honneur! C'est une légitimation pourtant!“

„Natürlich! Das begreift sich!“

„Nicht wahr? Das dachte ich auch! Die Baroneß ließ mich rufen — ich antwortete que je recevais dans mon atelier — vous connaissez ça — in Paris empfängt man in dieser Weise, wenn man einigen Anspruch auf Künstlerschaft hat. Eh bien, Madame refusait, elle prétendait de voir attacher ses points par Mademoiselle Brölsch, elle même et dans sa présence où — imaginez — sie drohte sich an die Raumann zu wenden. Die Raumann! Cette personne mesquine, je vous prie! Es ist Ehrensache bei mir, am Hofe zu K. keine Robe erscheinen zu lassen, die im Auslande unsere Reputation schädigen könnte. Je venais — je voyais — j'étais vaincue. Je l'avoue franchement.“

Der Stellner erschien eilig.

„Das gnädige Fräulein befehlen.“

Mademoiselle wendete sich hastig ab, ließ die Hofdame stehen und beeilte sich, dem Befehl nachzukommen.

Gräfin Lory lachte hinter ihr her:

„Sie wird besser zahlen als ich! Dafür hat Mademoiselle Brölsch eine distinguirte Fühlung.“

---



## Schsisundzwanzigstes Kapitel.

---

Prinzeß Amalie stand vor ihrem Geburtstagsstisch, einer reich mit Blumen geschmückten Tafel, auf welcher die Geschenke der hohen Verwandten, des Hofstaates und des Gemahls sich präsentirten.

Prinz Joachim hatte zum ersten Male den „Aufbau“ selber geleitet, sonst war das von den Hofdamen besorgt worden. Er hatte auch persönlich die Geschenke ausgewählt, anstatt wie früher der alten „Pitt“ eine Summe Geldes dafür zu „bewilligen“. Nun stand die Ueberraschte vor den reichen Gaben und der hohe Gemahl empfing den Dankeszoll. Dieser fiel auch anders aus, als bei den früheren Gelegenheiten. Ehemals hatte Prinzeß Amalie, von den Hofdamen hereingeführt, mit diesen die erste Geburtstagsfreude genossen und später, wenn der Gemahl erschien und gewöhnlich dann erst erfuhr, was er selbst geschenkt hatte, diesem ein sehr verlegenes: „Du bist

wirklich zu freundlich," gestammelt, worauf er den üblichen Luftkuß spendete und zehn Minuten lang mit den Hofdamen in ebenfalls hergebrachten Phrasen sich erging. Dann verschwand der hohe Geber, um bei dem offiziellen festlichen Diner seinen Platz würdig auszufüllen. Dießmal hatte er den Hofstaat später zur Gratulation befohlen, nachdem er selbst der Prinzessin gratulirt und ihr seine Geschenke überreicht haben würde. Sie war von ihm hereingeführt worden, nachdem er für die alte, treue Kammerfrau einige freundliche Worte der Anerkennung gehabt und ihr scherzend gratulirt hatte für den Jahrestag ihrer langjährigen Dienste; dann hatte er seine kleine Frau in die Arme geschlossen, so zärtlich wie nie zuvor, und ihr gesagt:

„Dort liegen meine Gaben, ich notirte mir in den letzten Wochen Deine Wünsche, wie ich sie zu errathen meinte, aber sieh' das Alles noch nicht an, Amalie, laß mich Dir erst sagen, welch' eine beseligende Freude ich empfand, Dir zu dienen, und wie unsäglich glücklich ich bin. Danke mir auch nicht, Amalie! Zu danken habe nur ich und nie genug!“

Sie dankte aber doch, und zwar schlang sie beide Arme um seinen Hals und flüsterte ihm zu:

„Das beste unter Deinen Geschenken ist Deine Liebe.“

Eine Stunde später erschienen die Hofstaaten und sonstigen Notabilitäten zur Gratulation. Als die Hofdamen sich wie ein Flug Tauben zusammendrängten, um die Geschenke zu bewundern, sagte Gräfin Dorn plötzlich laut zu Rose:

„Sahen Sie Rolf schon, Kleine?“

Die Augen der anderen Hofdamen blickten neugierig dazu.

„Nein!“ — mehr wollte absolut nicht über Rosens Lippen.

„Sagte Ihnen die Tante nicht, daß ich ihn erwarte?“

„Ich glaube, ja,“ stotterte Rose wie eines Unrechts überführt.

Die Gräfin wandte sich an die Kolleginnen in pleno.

„Für heute Abend machen Sie sich auf eine besondere Ueberraschung gefaßt!“ sagte sie mit einem vielversprechenden Siegesblick.

„Was denn? Was gibt's? Bitte, sprechen Sie,“ ertönte es im Chor.

Sie wandte sich wieder an Rose.

„Kleine, gelt? Mehr sagen wir nicht?“ Damit

entzog sich die schöne Gräfin dem Kreise und überließ die arme Rose den neugierigen Fragen der Uebrigen.

Fräulein von Elzinger, die von der Trennung bis zur Wiedervereinigung mit der unliebsamen Kollegin manche Phase der Schadenfreude, des rache-gierigen Triumphes und der Enttäuschung durchgemacht, zeigte seit dieser Wiedervereinigung eine kühle Zurückhaltung, hinter welcher jedoch die alten Dämonen ihre selbstquälerische Thätigkeit fortsetzten.

Jetzt konnte sie nicht umhin, ein wenig Galle auszuspritzen, wobei ihre großen, wässerigen Augen bedenklich weit herausstraten:

„Ich wette, es handelt sich um eine Verlobung!“ sagte sie und wendete sich dann an Rose: „Sie sehen merkwürdig desappointirt aus, Liebe, und haben trotz der uns so reichlich gebotenen Ueberraschungen das gelegentliche Wechseln der Farbe nicht verlernt.“

„Das heißt, bei der letzten Ueberraschung hier in diesen Räumen wechselten Sie die Farbe, mein gnädiges Fräulein,“ bemerkte der alte Ceremonienmeister boshaft. Er nahm sich in seinem steifen, goldgestickten Galakleid unter den Damen aus wie ein gepanzerter Käfer unter Libellen und folgte gerne den Spuren Rosens, wenn auch nicht mehr erröthend! Weil sie nicht nur jung und schön für

Alle, sondern auch liebenswürdig für die Alten war, hielten diese zu ihr. Wer die Lacher gewinnt, hat überhaupt gewonnen. Der alte Ceremonienmeister führte sehr stolz und glücklich seine schöne Kollegin aus dem Kreise der Damen, um sie erst einige Augenblicke für sich zu haben und ihr dann im Nebenzimmer einige fremde Persönlichkeiten vorzustellen. Auch Wulbradt näherte sich ihr. Sie hatte diese erste Begegnung heimlich gefürchtet, er machte sie ihr leicht. Nicht allein, sondern in Gegenwart Anderer begrüßte er sie ganz unbefangen, erzählte von der eben zurückgelegten Reise und entschuldigte sich, noch keinen Besuch gemacht zu haben.

„Wollen Sie mich morgen Vormittag besuchen, Herr von Wulbradt?“ hatte sie gefragt, „ich habe morgen keinen Dienst.“

Er hatte sie eine Sekunde lang forschend angesehen und sich dann zustimmend verneigt.

Kolf war bei der Gratulation nicht erschienen. Um drei Uhr vereinigte sich die hohe Familie im engsten Kreise zum Diner, die Hofstaaten blieben sich selbst überlassen.

Rose dinirte bei der Tante und erwartete zum ersten Mal in ihrem Leben voll Furcht die Ankunft Kolf's. Er kam nicht. Als sie aufbrach, um Toilette für den Ball zu machen, fragte sie schüchtern:

„Glaubst Du, Tante, daß er bei der Lory ist?“

Sie hatten die ganze Zeit kein Wort von „ihm“ gesprochen, die Tante antwortete aber in vollem Verständniß:

„Möglich, Kind, und auch gut, wenn er dort ist. Beherrsche Deine Unruhe soviel Du vermagst, und fürchte die Lory nicht.“

Um acht Uhr füllten sich die Empfangsräume des prinzlichen Palais. Ein Kammerherr war noch nicht ernannt, Graf Petow vertrat ihn wie bisher und empfing mit Wulbradt und den beiden Hofdamen die Gäste.

Zu Rose hatte er bei der Begrüßung gesagt:

„Wir werden doch das Glück haben, Ihre verehrte Tante hier zu sehen?“ Und auf ihre Bejahung hatte er hinzugesetzt: „Dann erscheint sie wahrscheinlich in der Begleitung des Freiherrn von Lemming, dessen Karte ich soeben erhielt. Er ist in demselben Hotel abgestiegen.“

Die Gesellschaft war beinahe vollzählig, als das von Rose unter lebhaftem Herzklopfen erwartete Paar endlich in den Saal trat. Zu ihren Herzensbeklemmungen zählte auch die Besorgniß, daß Tante Euphrosyne in einer Urgroßtantenrobe erscheinen und den Spott der Gesellschaft herausfordern würde. Sie

durfte es nicht wagen, ihre Sorge der Tante gegenüber zu verrathen; selbstständig wie in allen ihren Handlungen hatte das alte Fräulein auch ihre Hofrobe nach eigenem Ermessen hergestellt und den Rath der Nichte nicht begehrt.

Nun präsentirte sich an der Seite Kolf's eine imposante hohe Gestalt, von der Rose im ersten Augenblick nur den beruhigenden Eindruck in sich aufnahm, daß sie der Kritik gewachsen war. Ihr blieb übrigens kaum Zeit, Beide zu begrüßen; Prinz Joachim war kurz vorher eingetreten und ging an ihr vorüber dem Paare entgegen, schüttelte dem Freiherrn sehr herzlich die Hand und begrüßte die alte Dame mit der ihm so wohl stehenden Courtoisie, die er entwickeln konnte, wenn es ihm darauf ankam. Minutenlang bildete Fräulein Euphrosyne die Aeltere das point de vue für die Gesellschaft und sie ging aus dieser Probe wie aus der früher bestandenen siegreich hervor. Ob sie die Gefahr ahnte, war nicht zu entscheiden, sie erschien völlig sicher, selbstbewußt und unbefangen, dabei zurückhaltend und gemessen wie immer.

Ihre Toilette wurde von Hunderten von Augen im Laufe des Abends geprüft, es ist darum vielleicht passend, ihrer gleich am Anfang mit einigen Worten zu gedenken.

Sie trug ihr Hochzeitskleid, weißen, schweren Atlas, dem die Jahre — es waren deren dreißig — einen leisen, gelblichen Schimmer gegeben hatten. Der Schnitt war veraltet, wie ihre ganze Erscheinung, und doch schadete dieß der Gesamtwirkung nicht im mindesten. In einer modernen Robe würde Tante Euphrosyne lächerlich erschienen sein, in diesen Rahmen hingegen paßte sie hinein.

Dieses Kleid, welches der zweiundzwanzigjährigen Braut bestimmt gewesen, umschloß nun die zweiundfünfzigjährige alte Jungfer. Sie trug es mit ruhigem Stolz. Nur eine Veränderung hatte sie ihm gestattet, an Stelle der Myrten und des Schleiers garnirten es die kostbaren alten Spitzen, welche Mademoiselle Brölich so viel Hochachtung eingefloßt und von ihren geschickten Händen höchstselbst darauf geheftet worden waren. Die Mühe wurde ihr „largement“ bezahlt, sie unterzog sich derselben natürlich nur aus Ehrgeiz, um das werthvolle Objekt nicht in die Hände einer „personne mesquine“ fallen zu lassen. Diese Spitzen, Brüsseler Points von wunderbarer Feinheit und Reichtum des Musters, fielen in vollen, breiten Volants über den Atlas und deckten auch Schultern und Arme. Außer den Spitzen erregte aber auch der Schmuck des alten Fräuleins die allgemeine Aufmerksamkeit.



Im hochfrisirten grauen Haar, welches wie gepudert ausah, und um den Hals schlangen sich Schnüre großer Perlen; birnförmige große Exemplare derselben Gattung, von chatons gehalten, waren zu Ohrgehängen und als Brosche gefaßt, und eine Agraffe von großen Brillanten hielt einen touffe Straußfedern im Haar fest. Prinz Joachim hatte eine „Passion“ für Schmuck, wie er dem älteren Fräulein vom Haff mittheilte, und sprach sie gleich auf den ihren an. Die Umstehenden fingen einzelne Worte auf und kombinirten daraus, daß die Perlen zu einem alten Erbschmuck der Familie gehörten, und daß ein Theil davon augenblicklich von einer Bauerndirne auf Alt-Damm getragen wurde, weil die Perlen jahrzehntelang nicht getragen worden waren und die schönste Schnur im Begriff stand abzusterben.

Der Prinz behandelte diesen interessanten Fall mit großer Wichtigkeit, erzählte von ähnlichen Fällen und gab gute Rathschläge. Fräulein vom Haff antwortete lächelnd, sie hoffe, daß ihre armen Perlen von nun ab nicht mehr an Luft und Licht Mangel leiden würden.

Man meldete dem Prinzen, daß der Großherzog und die Großherzogin vorgefahren seien.

Diese „allerhöchsten Herrschaften“ wurden bereits

unten an der Treppe von dem prinzlichen Hofstaat und dem Prinzen Joachim, oben an derselben von der Prinzessin empfangen. Im Gefolge schritten die Gräfin Keil und die beiden Hofdamen hinter der Großherzogin in den Saal. Gräfin Lory war ganz Flamme. Sie wählte mit Vorliebe und Kühnheit rothe Farben zu ihren rothen Locken; heute umwogte sie eine leichte feuerfarbige Gaze, aus welcher die wundervollen Arme und der blendende Nacken tief dekolletirt und herückend schön, wie aus Flammen entstieg. Die Locken waren mit einem großen goldenen Pfeil hochgerafft, und über der Stirn sprangen aus den wildgepufften Locken ein paar kleine blitzende Hörner hervor, ein bizarrer Schmuck, der mit dem übermüthigen Triumph in dem diabolisch schönen Gesicht harmonirte.

Die Großherzogin ging am Arm der Prinzessin Amalie durch die sich ehrerbietig vor ihr öffnenden Reihen der Gäste, sprach hier, nickte dort und lächelte huldvoll nach allen Seiten.

So kam die hohe Frau, die immer etwas fatiguirt ausjah und immer erschöpft sprach, bis in die Nähe des alten Fräulein vom Haff, die sich zwar im Hintergrunde hielt, aber durch ihre Länge die anderen Damen überragte.

„Ah, liebe Baroneß, ich freue mich, Sie zu sehen! Es ist so liebenswürdig von Ihnen, uns Ihre heimatliche Ruhe und Behaglichkeit zum Opfer zu bringen und des Geburtstages meiner Nichte sich zu erinnern.“

Die Damen traten zurück, und das alte Fräulein bewegte sich einige Schritte vor und setzte einen Hofknirx hin, der aus der alten Schule stammte, ganz nach den Regeln des Menuet, voll Würde und Anmuth. Plötzlich animirten sich die müden Blicke der Großherzogin.

„Sie haben da einen wahren Schatz auf Ihrer Robe, liebe Baroneß! Ich bitte Dich, Amalie, betrachte diese Spitzen, sind sie nicht den meinen ganz ähnlich?“

„Es ist dasselbe Muster, liebe Tante, nur noch einmal so breit.“

„Aber ich bitte Sie, woher haben Sie diese alten Points?“ fragte ganz erregt die Großherzogin.

„Die Prinzessin Ferdinand von Preußen, eine Enkelin aus dem Hause Oranien, vererbte sie meiner Großmutter, Eure Königliche Hoheit.“

„So stammen die Spitzen aus dem Trousseau der Mutter dieser Prinzessin Ferdinand, ich selbst erbe direkt daraus zwei geringere Piècen. Und diese ganze

Garnitur der Robe vermächte die Prinzessin Ihrer Mutter? Das ist ja unfablich! Wie kam sie denn, um Gottes willen, zu einer so unbegreiflichen Bestimmung?"

„Meine Großmutter war die Oberhofmeisterin der Prinzessin. Es gehören noch weitere Stücke, ein Spitzenshawl und Schleier und diverse kleinere Gegenstände dazu.“

„Merkwürdig! Ganz merkwürdig!“ sagte die Großherzogin kopfschüttelnd und äußerte im Weitergehen laut genug, daß es die Nächststehenden hören konnten: „Ich finde es geradezu unrecht, solche Objekte in fremde Hände kommen zu lassen, es ist ein Raub an der Familie und es liegt ein solcher Mangel an Pietät darin.“

Das Fest nahm seinen Verlauf.

„En passant, lieber Engel,“ rief Gräfin Lory im Vorübergehen am Arme des alten Grafen Ostal Rose zu, „Ihre Tante ist magnifique! Ich beneide sie aufrichtig um diesen werthvollen Familienschatz.“

„Sie sieht aus wie ein Ahnenbild,“ flüsterte eine der Damen.

„Und welch' prachtvollen Fächer sie hat! Sehen Sie nur, wie die Steine daran blitzen, und mit welcher Grandezza sie ihn bewegt!“ sagte eine Andere. Die Erste meinte darauf:

„Wer weiß, ob Perlen und Steine echt sind. Man macht dergleichen täuschend nach.“

„Die Spitzen müssen jedenfalls echt sein,“ behauptete eine dritte, wohlwollendere Dame, „Graf Ostal ist Kenner auf jedem Gebiet der Kunst, und er sagte mir vorhin auch, daß die Fassung der Steine uralte sei.“

Die Erste hob ungläubig die Augenbrauen und entfaltete rasselnd ihren Fächer.

„Man hat nie gehört, daß die Gaffs wohlhabend sind.“

„Die Kleine hat vorläufig nicht viel,“ belehrte die Gutmüthige, „sie ist aber die einzige Erbin der reichen Tante.“

„Daher,“ sagte lachend eine Vierte, „legte Herr von Wulbradt die Hand auf die Nichte, sobald die Tante auftauchte. Sie sollen heimlich verlobt sein.“

Die Erste schloß die Konversation mit den Worten:

„Da habe ich also wieder einmal Recht behalten! Ich habe, wie Sie sich erinnern werden, stets behauptet, daß dieser junge, unscheinbare Mensch ganz der raffinierte preussische Lieutenant ist, voll Arroganz und Spekulation, wie sie alle es sind. Ich kenne sie, diese vom Großmachtsskizel erfüllten Herren Preußen.“

Sie war mit Leib und Seele Partikularistin.

Es wurde getanzt. Rose betheiligte sich nicht daran, Gräfin Vory aber war unermüdlich, sie hatte nicht den Dienst und gab sich mit wilder Lust dem Vergnügen des Tanzes hin.

Auch Rolf hielt sich vom Tanze fern, er hatte mit Rose nur wenige Worte gewechselt, sie wich ihm aus und vermied es auch, seinem ernstern, vorwurfsvollen Blick zu begegnen. So stand er in der Thür des Salons, während die Paare sich zu einem Galopp zusammenfanden.

„Herr von Lemming,“ rief ihn eine helle Stimme an, „ich habe mit unerhörter Tapferkeit diesen Galopp aus der Schaar der Kämpfer für Sie gerettet, kommen Sie aber nicht schnell, so entführt mich zuletzt noch Graf Ostral, der mich durchaus für eine Pause gewinnen möchte.“

Rolf hätte sich zwar diesen Galopp niemals erbeten, konnte sich dieser ihm aufgedrungenen Gnade indeß auch nicht entziehen und trat mit der Gräfin in die Reihen der Tanzenden.

Mit Schmerz und Staunen sah Rose Beide an sich vorüberfliegen.

„Satanella, die ein neues Opfer gefunden hat,“ flüsterte ihr der alte Ceremonienmeister zu, „die

Flammen haben ihn erfaßt, sehen Sie dieß triumphirende Strahlen unserer schönen Zauberin, wer weiß, was wir erleben — Herr von Lemming ist eine Partie.“

Rose wandte sich ab, sie konnte nicht weiter hören, und der gute alte Herr sah ihr verwundert nach.

Es gab Jemanden, der dieß Alles beobachtet hatte, und das war Bulbradt. Er näherte sich Rose, gab ihr Zeit, sich zu fassen, und erzählte ihr, ohne sie anzusehen, im leichten Konversationsston von Diesem und Jenem, schließlich auch von einem Briefe Scherikoff's und von seiner eigenen, nahe bevorstehenden Abreise. Sie antwortete zerstreut und theilnahmlös, und er bemerkte wohl, wohin die Gedanken wider ihren Willen abirrten.

Kurz vor dem Souper versammelte sich die Jugend in dem bekannten Salon mit der Blumenwand, hinter welcher vor einem halben Jahr Fräulein von Elzinger eine so niederschmetternde Erfahrung gemacht hatte. Vom Tanz animirt, gediehen hier die Beziehungen zwischen Tänzer und Tänzerin wie die Pflanzen im Treibhaus. Glanz und Duft, Lächeln und Fächeln, Kokettiren und Puffsiren, Girren und Schwirren erfüllten den kleinen Raum. Inmitten dieses Sinnenzaubers, kühl und fremd und unberührt davon, stand

Rose vor Rolf, weiß und unnahbar wie ein Geist aus anderer Welt. Er sprach ihr von dem Tanz, es klang fast wie eine Entschuldigung, sie sah ihn fremd an und er schwieg. Da legte sich eine heiße, nackte Hand auf die schneeweiße Schulter Rosens. Gräfin Lory lachte sie mit ihren diabolischen Augen an.

„Puh, wie kalt! Welch' Gletschereis muß Ihr Herz bergen, daß in dieser Luft der Schnee nicht thaut.“

Sie drängte das stille Paar auseinander, Rose ging ihr aus dem Wege und die Gräfin hatte mit ihrer sprühenden Laune Rolf sehr bald in eine lebhaftere Unterhaltung gezogen. Sie führte ihn abseits bis dicht an die Blumenwand, flüsterte und lachte noch einige Minuten auf ihn ein und ließ ihn dann plötzlich stehen.

„Ich versprach Ihnen eine Neuigkeit,“ sagte sie laut und ging bis in die Mitte des Salons, auf die Hofdamen zu, die mit anderen dort unter dem Kronleuchter standen, „eine Ueberraschung für heute Abend, und will mein Wort halten, obgleich meine Nachricht erst morgen offiziell erscheinen wird. Wir sind aber hier im engen Freundeskreise, und ich kann der Versuchung nicht widerstehen, die ersten Glückwünsche von den Herzen auf die Lippen steigen zu sehen.“



Aller Blicke wandten sich ihr zu, nur Rose, die vor der Gräfin in der Nähe Wulbradt's stand, sah an ihr vorbei auf Kolf. Dieser befand sich hinter der Gruppe an der Blumenestrade.

„Nun, Fräulein von Elzinger, haben Sie es nicht schon errathen?“ fragte die strahlende Gräfin in neckendem Uebermuth.

„Natürlich, schon gestern, Sie haben sich verlobt,“ war die mit erzwungener Gleichgültigkeit gegebene Antwort.

„Richtig! Erlauben Sie mir, Ihnen meinen Bräutigam sogleich vorzustellen.“

Rose wurde so blaß, daß Wulbradt sie leise fragte, ob er sie hinausführen sollte. Sie schüttelte den Kopf, legte aber ungefordert die Hand in seinen Arm, als ob sie einen Halt suchte.

Die Gräfin hatte sich gewandt und ging mit ausgestreckter Hand auf Kolf zu. Er stand unbeweglich, hochaufgerichtet, mit verschränkten Armen und blickte ihr drohend in die Augen.

„Bardon, ich suchte jemand Anderes,“ sagte sie spöttisch, reichte, an ihm vorüber, dem Grafen Ostral die Rechte und zog ihn hinter der Blumenwand hervor. Es war ein schöner, gutkonserverter, älterer Herr von behäbiger Gestalt, auffallend kleinen Händen

und Füßen, schwarzem Lockenhaar und kleinem, gewichstem Schnurrbart; Wangen und Sinn mit peinlicher Sorgfalt bis auf den geringsten Schimmer rasirt. Er erröthete, als er an der Hand seiner schönen, brillanten Braut sich den Damen näherte, offenbar war er auf diesen Theatercoup nicht vorbereitet gewesen.

„Hier, meine lieben Freundinnen, gratuliren Sie mir, bewundern Sie den Muth meines theuren Guido, der seine langbewahrte Freiheit mir zum Opfer brachte, und freuen Sie sich mit echter Nächstenliebe unseres Glückes.“

Sie lachte wie ein Kobold über die verblüfften Mienen ringsum und lehnte sich hingebend an den Grafen, welcher zärtlich die schöne Hand küßte, die noch in der seinen lag. Für das getrennte Paar, Rolf und Rose, hatte sie keinen Blick.

Aber die Blicke der Beiden fanden sich an dem Brautpaar vorüber und wurzelten fest in einander. Zum ersten Male verstand Rolf, was aus der Tiefe der goldbraunen Augen leuchtete, es zog ihn unwiderstehlich näher und — während die Glückwünsche dem Brautpaar rauschten und perlten, entfaltete sich still die Blume des Glückes für die beiden thörichten Menschenkinder, die sich lange schon ihrer hätten erfreuen können.

Nolf blickte seine Rose mit so heißer, leidenschaftlicher Liebe an, daß sich ihre Augen mit Thränen füllten und sie sich nach ihrem Tuch bückte, welches ihr entfallen war. Er hob es auf, und ein paar Thränen aus ihren Augen tropften darauf nieder, während er es in der Hand hielt. Er drückte das Tuch an seine Lippen, ehe er es ihr wiedergab. Bulbradt war verschwunden.

Die Verlobung der schönen Gräfin erregte große Sensation und beschäftigte die Gesellschaft ausschließlich. Man erzählte sich, daß Graf Ostral immens reich sei und irgendwo in den Karpathen einen fürstlichen Besitz habe.

Petow lächelte verschmizt, er war der Einzige, der den Grafen näher kannte. Noch am Abend vorher hatten Beide zusammen soupirt und über die Gesellschaft in K. skandalisirt, bei welcher Gelegenheit Petow den alten Junggesellen gewarnt hatte:

„Nehmen Sie sich vor unserer schönen Lory in Acht, die will jetzt heirathen, und Sie könnten just ein Mann nach ihrem Herzen sein.“

„Wenn ich mich fangen lasse, mein lieber Freund, so erlaube ich Ihnen, mit Spakenschrot auf mich zu schießen,“ hatte Graf Ostral mit Ueberlegenheit geantwortet, nicht vierundzwanzig Stunden darauf war er mit ihr verlobt.

Auch die allerhöchsten und höchsten Herrschaften waren durch dieß évènement äußerst überrascht.

„Haben Sie es sich auch recht überlegt, liebeß Kind, es ist ein so ernster Schritt!“ hatte die Großherzogin ihrer Hofdame gesagt, und gleich darauf dem Bräutigam: „Sie haben es gemacht wie der große Römer, *veni, vidi, vici*, lieber Graf.“

„Spät und schnell entschlossen, Eure Königliche Hoheit,“ hatte er geantwortet.

„Das ist so recht, ich liebe diese langen Courmachereien nicht. Sie haben eine gute Wahl getroffen, meine liebe Eugenie war eine vorzügliche Hofdame, sie wird eine ebenso vortreffliche Gattin werden.“

Dieß Certificat entzückte natürlich den Bräutigam und kursirte durch die Gesellschaft.

Bei der Heimfahrt sagte die hohe Frau dem Gemahl:

„Ich würde nie geglaubt haben, daß Eugenie bei ihrer leidenschaftlichen Natur sich einen so alten Mann wählen würde.“

„Gerade — das habe ich immer erwartet,“ antwortete der Großherzog.

„Bei ihrem Feuer, ihren lebhaften Sinnen —“

„Das versteht ihr Frauen nicht. Die Lory ist

bei all' ihrem Kofettiren kalt wie eine Hundeschнауze“  
— der hohe Herr liebte drastische Ausdrücke und  
entsetzte seine zartempfindende Gemahlin gerne damit  
— „die weiße, sanfte Rose hat zehnmal mehr Sinnen=  
wärme und Temperament. Wenn die einmal ent=  
flammt sein wird, so wirst Du erleben, daß sie ganz  
anders in's Zeug gehen wird.“

„Aber, ich bitte Dich, wie kannst Du so etwas  
sagen!“ wehrte die Großherzogin entsetzt.

„In Deine Sprache übersetzt,“ sagte der Groß=  
herzog und affectirte eine spöttische Zartheit, die dem  
alten Lebemann sehr fremd war, „die Lory spielt in  
feckster Weise mit dem Feuer und entzündet es mit  
wissentlichem Vorwitz, weil sie selber nie davon er=  
faßt wird, die Andere hütet die Blut des eigenen  
Herzens mit keuschem Instinkt.“

Die Großherzogin schwieg nachdenklich und der  
Großherzog überlegte, wo er einen Ersatz für die  
lustige, fecke und kluge Lory finden würde, die für  
Alle so vortrefflich gepaßt hatte.

\*

Bei Tante Euphrosyne fand sich am andern  
Morgen das glückselige Paar zusammen.

Rose hatte der Tante am Abend nur noch zu=  
geflüstert:

„Ich bin so sehr, sehr glücklich.“ Und die Alte hatte sarkastisch gelächelt und geantwortet:

„Das war heute ein echtes, rechtes Narrenspiel.“

Am Morgen aber fand Rose sie in so weicher, liebevoller Stimmung, wie sie die Tante nie gesehen, und das that dem übertollen, jungen Herzen innig wohl. Die Tante nahm die unter seligen Thränen und verschämtem Lächeln abgelegte Beichte mit mütterlicher Liebe und zartem weiblichem Verständniß entgegen. Als Kolf dann kam, überließ sie das Paar sich selbst.

„Sage es mir mit Worten, meine Rose, daß Du mir, dem alten Onkel Kolf, Dein Herz zum Eigenthum gegeben, ich fühlte es mit einem Schauer des Entzückens und lese es aus Deinem Engelsgesicht, diese unfassliche, selige Wahrheit — aber ich möchte sie hören, von Deiner theuren Stimme bekennen hören“ — so hat Kolf nach der ersten, stummen Umarmung.

„Lieber, alter Kolf,“ sagte Rose, und der bekannte neckische Schelm von früher erwachte unter dem zärtlichen Lächeln, „wie Du es fertig gebracht, weiß ich nicht, aber wahr ist es, daß Du mein Herz ganz und gar Dir zu eigen gemacht!“

„Und ich bin doch nur Onkel Kolf?“

„Ich will Dir etwas vertrauen,“ sagte sie heimlich und legte die Lippen an sein Ohr; „ich glaube nämlich, daß Du nur Onkel Kolf warst, weil Du nur ‚Onkel‘ Kolf zu sein glaubtest.“

Er küßte den schelmischen Mund.

„Und das rothe Gesicht und die blonden Hände, Rose?“

Sie richtete sich stolz auf.

„Quälen mußt Du mich nicht, Onkel Kolf! Ich will Dir auch dieß noch erklären, aber dann ist es genug: Es gibt nämlich auf der ganzen Welt kein anderes Gesicht und keine anderen Hände so männlich und so lieb, wie Du hast, und das weißt Du auch recht gut, darum fragst Du so siegesgewiß! Du bist recht eitel geworden, Onkel Kolf, wie mir scheint, und recht selbstbewußt, darum thatest Du gestern Abend auch so stolz und groß unter den Hofmenschen.“

„Stolz bin ich nun erst geworden, Rose, beinahe so stolz als glücklich, groß möchte ich aber nur in Deinem Herzen sein, mein Liebling!“

Sie schlang beide Arme um seinen Hals, zog seinen Kopf nieder und drückte ihre heiße Wange an die seine.

„Du bist's,“ flüsterte sie mit leidenschaftlicher Innigkeit, „ich habe Dich so sehr, sehr lieb, Kolf,

mein eigener, einziger Kolf! Kannst Du es verstehen — es thut mir weh, so sehr liebe ich Dich.“

Als die Tante wieder hereinkam, hob Kolf die Braut in seinem jubelnden Glück mit starken Armen empor und trug sie der Tante entgegen.

„Tante Euphrosyne, sie ist mein! Mein ganz allein, meine herzeigene Rose.“

„Ich wußte, daß es so kommen mußte, Kinder, und auch, daß es sich gestern erfüllen würde, darum zog ich mein Hochzeitskleid an, es sollte ihm die Genugthuung werden, doch noch den Herzensbund zwischen Kolf von Lemming und Euphrosyne vom Haff zu feiern.“

„Sie werden es zu unserer schönsten Feier ein zweites Mal anziehen, liebe Tante,“ sagte Kolf zärtlich.

„Nein,“ antwortete die alte Jungfer ruhig, „dabei ziemt nur der Braut ein weißer Atlas. Ich werde es nicht wieder tragen, bis ich zur Hochzeit da oben eingehe, dann sollt ihr es mir anziehen und dann will ich auch meinen Myrtenkranz tragen.“

Das Glück zweier Herzen, die in einander ihre Welt gefunden haben, ist nicht zu schildern, und die Sprache ist zu arm, man müßte mit Engelszungen



davon reden. Nur noch Eines sei diesem seligen Morgen entnommen. Ueber Kolf's glückliches Gesicht legte sich plötzlich eine Wolke und er fragte, indem er Rose näher an sich zog:

„Und Bulbradt?“

Rose reichte ihm einen Brief.

„Ich erhielt ihn heute Morgen.“

Kolf las und Rose blickte mit in das Blatt, obgleich sie den Inhalt auswendig kannte:

„Ich möchte der Erste sein, der Ihnen Glück wünscht, Fräulein Rose, wie ich der Erste war, der dieß Glück sich erfüllen sah. Jetzt ist mir das einzige Räthsel in Ihrem Wesen gelöst. Der Gedanke an mich soll Ihr Glück nicht trüben, ich glaube an Sie als an das Edelste und Reinste dieser Erde, und beanpruche in Ihrer Erinnerung nur den Platz, den ich bisher besessen, den Ihres treuergebenen Freundes. Diesen Platz bewahren Sie mir, das weiß ich und ich danke Ihnen dafür. Ihre von mir sehr, sehr hochverehrte Tante gab mir gestern Abend aus eigener Erfahrung ein paar Worte mit auf den Weg, die in mir nachklingen, sie sagte: „Eine echte Liebe geht uns nie verloren, sie bleibt ein unveräußerliches Kapital des Herzens, welches hier nicht Jedem Zinsen

trägt, dermaleinst aber nach dem vollen Werth angenommen wird'.

Ihr getreuer

Gert von Wulbradt."

Nachdem auch Tante Euphrosyne den Brief gelesen, sagte sie:

„Das ist ein Mann nach meinem Herzen, ein Mann, wie er sein soll. Menschen aus solchem Stoff werden auch nicht unglücklich, denn sie stehen über der dunklen Macht, welche die Schwachen als Schicksal zwischen sich und Gott anerkennen. Menschen wie Wulbradt werden direkt von unserem Herrgott regiert und dienen größeren Zwecken.“

Dieser Ausspruch war prophetisch. Als nach Jahren die Kriegsfackel loderte, leuchtete Wulbradt's Name, der hier natürlich pseudonym genannt wurde, in Ruhm und Ehren unter dem Heldengestirn des Vaterlandes. Er war einer der begabtesten Führer, an Umsicht und Kaltblütigkeit, an scharfer Berechnung und schnellem Entschluß that es ihm Keiner zuvor. Sein oberster Feldherr zeichnete ihn aus und seine Truppe betete ihn an. Er war ein glücklicher Soldat, aber das Glück berauschte ihn nicht, machte ihn nicht trunken in gesättigtem Ehrgeiz und Hochmuth, wie

manchen Andern, sondern er blieb wie er gewesen, einfach, ernst und still, und gehörte zu den Wenigen, die keine Neider hatten.

Es bleibt nur noch wenig zu sagen.

Gräfin Lory verließ bald den Hof und man that in K. sehr Unrecht, die Solidität ihres Glückes anzuzweifeln. Es erwies sich im Gegentheil als äußerst solid, denn die schöne Gräfin beschenkte ihren alten Gatten in rascher Folge mit sechs Söhnen, und es wird gewiß Niemand leugnen, daß dieß ein solides Fundament für Familienglück ist. Gräfin Lory's Fehler waren Eitelkeit und Herzenskälte. Ist ein Frauenherz nicht bis in den Grund verderbt, so verblutet bei so nützlicher und gesunder Beschäftigung, wie sie ihr wurde, sich die Eitelkeit ganz von selbst, und ebenso erwärmt sich das Herz dabei auf die natürlichste Weise. Gräfin Lory war sehr stolz auf ihre Söhne und Graf Ostral sehr stolz auf seine Frau.

Das prinzliche Paar schloß sich mit der Zeit immer fester an einander, Beide hatten Gelegenheit, durch ihren guten Einfluß dem Großherzog zu nützen, als in der Zeit der Zwietracht Deutschlands des Letzteren Kurzsichtigkeit das Unheil heraufbeschwor.

Fräulein Lina wurde wirklich in den Dienst der

Prinzessin aufgenommen, wo sie Gelegenheit findet, ihre Talente zu verwerthen, doch gelang es ihr nicht, die alte „Bitt“ zu verdrängen. Prinzess Amalie mußte von der Einen die Hände, von der Andern das Herz zu schätzen.

Die Hochzeit von Rolf und Rose wurde in Alt-Damm durch Tante Euphrosyne ausgerichtet. Und sie that es nach altväterischer Art, Niemand sprach ihr darein. Sie füllte die Truhen, sortirte die Vorräthe und beschaffte den Haushalt ganz nach eigenem Willen und Geschmack. Auch ließ sie backen, braten und kochen, als ob es gälte, eine Armee zu versorgen. Das ganze Dorf erhielt nämlich ein Festmahl am Hochzeitstage des jungen „'näg' Frölen“, und die Bräute, welche sich im Dorfe fanden — es waren deren drei — wurden mitausgestattet.

Zur großen Befriedigung des alten Fräuleins hatte Rose gewünscht, keine Hochzeitsreise zu machen, aber die Fahrt von Alt-Damm nach Rolfshagen nicht mit der Eisenbahn, sondern per Extrapost zurückzulegen. Als der Reisewagen im hellen Morgensonnenschein die lange, blühende Kastanienallee entlang rollte und der Postillon lustig sein Lied hinausschmetterte, da war Alles Freude und Hoffnung. Die Vögel zwitscherten ihre Liebeslieder, die Felder sproßten, die Bäume

blühten und der Himmel blaute verheißungsvoll über dem jungen, seligen Paar!

Nachdem das Horn verklungen, ging die alte Jungfer in ihr vereinsamtes, altes Haus zurück und legte ihr Festkleid ab. Dann rief sie Mine, die noch immer mit dem Schürzenzipfel die Augen wischte und dem verschwundenen Wagen nachsah.

„Na, Mining, wat roarst Du? Det is keen Tied mehr to flennen, de Früd hat en End! Nu wöll'n wi wedder Ornung maken, dat wi in den ollen Strich kümmen.“

Dann ging sie in ihre Borrathskammer und überschlug, was an Resten von dem Hochzeitsmahl geblieben war. Diese Reste vertheilte sie und sprach dazu:

„Hürst, Mining: Dies Turt freegt de Pastur, de is nidsch up dat Söte, dat ward dem Mann Früd maken. Nu de Fru Pastern bringst Du den Braten; de Fru hat groot Wasch de nächst Boch, da ward ehr det passen. De twen groote Buddeln freegt de Scholmaster, dat is 'n swaken Mann, he jüll awerst fürsichtig damit sin, dat he nich duhn ward. Dat bliewt för us Kranken im Dörp, dat is de dägste Kost für Olle und Swake. Fiefen, wat wüllst Du noch?“

Fiefen hatte noch ihr Staatskleid an, weil sie dem jungen Paar am Morgen einen schönen Abschiedsvers im Namen der übrigen Dörfler gesagt hatte. Sie hatte straff, weil naß eingeflochtene Zöpfe, die hinten abstanden; die Mutter, welche wußte, was sich gehörte, hatte ihr Kind richtig abgeseuert für den großen Moment, Fiefen's Gesicht und Arme zeigten rothe Streifen und glänzten wie Lackirt. Das Kleidchen, ein Geschenk Rosens, war gestärkt wie Schürze und Brusttuch, und die Kleine hielt die Arme abgesperrt, um der Bracht keinen Schaden zu thun. Sie stand mit ihren groß-aufgerissenen himmelblauen Augen, im Bewußtsein der eigenen Schönheit und Wichtigkeit, hinter der „ollen 'näg' Frölen!“

„'näg' Frölen,“ sagte sie, „de Bader schickt mi mit dem güldenen Lujedor för min Sparkaß. Den had mi de jöng 'näg' Herr givew för die schön Kimmels, wo id de jöng 'näg' Fru upseggt heb.“

„Dat's recht, Fiefen. Da war id di bald dien Sparbuk kopen künn. Du bist de armer Kinner wied für ut kommen,“ antwortete die Herrin, in ihrer Beschäftigung fortfahrend.

„De Bader seggt: ,Da derfür, da künn id Jungfer liern, dat id in de Hoffstoat von de jong 'näg' Fru

nach Kollshagen kimm',“ sagte Fiefen mit ehrfurchtsvollem Staunen vor der eigenen großen Zukunft.

„Ja, min Kind, dat's all god, awer wie Gott will!“

Fiefen bekam noch etwas für „to Hus“ mit und ging, wie sie gekommen, Böpfe, Kleider und Arme abgesperrt, stolz und beneidet von den anderen Kindern, die ihr bewundernd folgten, mitten auf der Dorfstraße dahin. Sie blieb ausgezeichnet, auch die späteren Werkstage konnten ihr nicht ganz den Glanz dieses Tages abwischen.

Nachdem ihre Arbeit gethan, saß die alte Jungfer am offenen Fenster ihrer „aufgeräumten“ Wohnstube, die fleißigen Hände ruhten und die grauen Augen sahen den Vögeln zu, die, geschäftig und fröhlich zwitschernd, ihre Nester bauten. Zwischen dem ersten jungen Grün der Bäume schimmerte das Hoff in einem bläulichen Streifen, und darüber am Himmel zogen leichte Sonnenwölkchen wie eine lichte Heerde.

Die alte Jungfer hob die Augen und faltete die Hände, ihr dankbarer Blick sagte:

„Du hast Alles, Alles wohlgemacht!“

VERIFICAT  
2007VERIFICAT  
1987BIBLIOTECA  
CENTRALĂ  
UNIVERSITARĂ "CAROL  
BUCUREȘTIVERIFICAT  
2017



1771-1781  
1005

1771-1781

1771-1781